

Rezensionen

1875

Agazzi, Elena; Kocziszky, Eva (Hg.): Der fragile Körper. Zwischen Fragmentierung und Ganzheitsanspruch. Göttingen: V&R unipress, 2005. 309 S.

Historizität und Rhetorizität im Körperdiskurs, Ganzheitlichkeit und Fragmentarisierung als Grundpfeiler der Welterklärungsmodelle, anthropologisierte und technologisierte Abwandlungen des Körperbildes – diesen und verwandten Fragestellungen widmen sich die im Tagungsband versammelten achtzehn Beiträge, die um vier geschichtlich-thematische Schwerpunkte gruppiert eine Zusammenschau vom Begriff der Körperlichkeit und der bzw. ihrer Fragmentarisierung anstreben. Eva Kocziszky und Joachim Ringlebens Studien umkreisen die Frage nach den Figuren einzelner Körperorgane wie auch der Glossolalie in der biblischen Tradition, wobei der Hand Gottes bzw. dem Leib Christi den Glaubensdoktrinen gemäß eine – über Metonymien und Metaphern hinausweisende – metaphysische Rolle zukommt. Während die großen Philosophen von Descartes bis zu Leibniz die Trias Leib/Körper – Seele – Geist durch den unterschiedlich akzentuierten Begriff des *conatus* zu einem der Metaphysik verpflichteten Deutungsmodell erheben (Gábor Boros), erfährt das Leiblichkeitsthema durch eine komplexe Säkularisierung Nietzsche'scher Prägung eine bis heute andauernde Autonomie, wobei zugleich die sprachphilosophischen Implikationen weitestgehend zum Tragen kommen (Aldo Venturelli). In der Nachfolge, oder besser Weiterentwicklung von Husserls intentionaler Phänomenologie, die ja

beinahe ein Obligat im gegenwärtigen Körperdiskurs ist, wirft Michel Henrys Projekt einer materiellen, auf einer speziellen Affektivitätslehre basierenden Phänomenologie ein neues Licht auf die Interpretation leiblicher Erfahrung (László Tengelyi). Ugo Perone bespricht eine vielfach reflektierte Problematik, nämlich Merleau-Pontys Uminterpretation der Husserl'schen Phänomenologie: Der französische Philosoph macht das Zusammenfallen von Objekt und Subjekt im menschlichen Leib zum Leitgedanken eines ontologisierten Körperbildes, wodurch aber auch das Ich zu einer „trüben“ Entität verwandelt wird.

Wie so oft im Fall von Tagungsbänden, so ist auch hier die qualitative und quantitative Heterogenität der Beiträge zu einem unvermeidlichen Charakterzug der Publikation geworden. Im dritten und vierten Block der Aufsätze (mit den Sammeltiteln *Bild und Schrift, klassisch und antiklassisch: Fragment, Corpus, Arte-Fact und Abbild, Mann und Frau* bzw. *Wissenschaft und kulturelle Erfahrung: Die Haut, das Gesicht, das Gehirn, die Füße und der künstliche Leib*) tritt diese Zwangslage am deutlichsten zu Tage: Von mehr oder weniger recycelten Gedankengängen durch spekulative oder oberflächlich anmutende Essays bis hin zu gut fundierten Analysen fächert sich das textuelle Angebot auf. Hierbei werden Begriffe der Fragmentierung und der Körperlichkeit viel

großzügiger, zuweilen aber auch weniger reflektiert eingesetzt. Nichtsdestotrotz warten die Aufsätze mit Fragestellungen auf, die indirekt gerade denjenigen Facettenreichtum anzudeuten vermögen, der den gegenwärtigen Umgang mit Körperlichkeitstermini auszeichnet. *Helmüt Pfothenhauer* z.B. rekapituliert (sich bzw.) die klassizistische und anticlassizistische Kunsttheorie anhand der Torsi- und Fragmentinterpretationen, während sich *Ildikó Pataky* auf J. G. Hamanns lebensweltliche Zerbrechlichkeit konzentriert, wie sie in autobiografischen Zeugnissen und in Privatbriefen nachvollziehbar ist. Dem Pandora-Bild (und somit dem Weiblichkeitsbild) geht *Mónika Cseresznyák* bei Goethe und dem englischen Bildhauer und Grafiker Flaxman nach, und Elena Agazzi widmet ihr – wohl etwas zu allgemein gehaltenes – Interesse den Spannungen zwischen Identitäts- und Ich-Konstruktionen im literatur- und fotografiethoretischen Schriften aus dem 20. Jahrhundert. Der Begriff des Fragmentes wird im Aufsatz von *Raul Calzoni* in Form einer historischen Collage wieder belebt, die im groß angelegten Werk Walter Kempowskis zur deutschen Kriegs- und Nachkriegsgeschichte als ein zum ergänzenden Lesen einladendes pädagogisches Mittel zur Erinnerungsdynamisierung wirksam wird.

Im Schnittpunkt von Ästhetik und physiognomischer Anthropologie der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts steht Karl Wezels Protagonist Knaut, dessen Werdegang anschaulich bezeugt, welche Spielräume sich Abnormität-

seinschätzungen und ethische Imperative auf der diskursiven Kreuzung von Anthropologie und Ästhetik eröffnen. Hier gilt es, ein Ausgleichsverhältnis zwischen Schönerem und Hässlichen, zwischen Groteskem und Naturhaftem, zwischen Teilen und Ganzem heraufzubeschwören, wie *Endre Hárs* in seinem präzise analysierenden Beitrag aufzeigt. J. G. Schadows akademische Werke scheinen gleichfalls auf die Verschwisterung zweier Disziplinen hinzuarbeiten: Die kunsttheoretische Erziehung mit ihrer Proportionallehre und die physiognomisch argumentierende Nationalcharakteristik von Schadow, die zunächst nationalistische Obertöne zu entbehren scheinen, entpuppen sich in der Folge als Theoretisierungen von Rassenunterschieden von einer europäisch-kolonialen Warte aus (*Michele Cometa*). Die im 19. Jahrhundert als zentral unter den Wissenschaftszweigen figurierende Gehirnforschung und die von ihr gelieferten explanativen Versuche ließen auch Georg Büchner nicht unberührt. In *Stefano Poggis* Annäherung tritt der Dramatiker als ein Verfechter von einschlägigen Ideen auf, allerdings mit einem stark auf methodologische und gesamt(lebens)wissenschaftliche Fragen gerichteten Interesse. Wiederum bildet das 19. Jahrhundert das Thema des Beitrages von *Renato G. Mazzolini*, der den Ursprüngen und Abwandlungen der Hautfarben-Symbolik in Europa nachgeht, wobei er zum – wohl nicht gerade überraschenden – Ergebnis kommt, die Hautfarben hätten ihre Abgrenzungsfunktion durch eine kollektive gesellschaftliche Kon-

struktion erlangt. Auch wenn *Stefan Messmann* ein der gängigen Germanistik wenig bekanntes und daher spannendes Gebiet begeht, nämlich die Geschichte der weiblichen Fußbindung und -verkrüppelung in China, stechen seine Gedankengänge als genuin europäische, in der Germanistik wie den angelsächsischen Studien mit Vorliebe aufgenommene, vor allem die Menschenrechte und die Emanzipation betreffende Argumentationen ins Auge. Demgegenüber widmet sich der Aufsatz *Luigi Ghezzi* einem Phänomen, das sich dezidiert als westlich-fortschrittlich bezeichnen lässt, nämlich der Verschränkung der Biotechnologie, der Informatik und der kulturell-leiblichen Identität, wobei sich ein neues, post-human und hybridisiert definiertes Menschenbild ergibt, in dem sich die Schranken zwischen Anorganischem und Organischem, zwischen Mensch

und Maschine, zwischen Lebendigem und Totem als fällig erweisen. Ghezzi's Zusammenschau wird durch eine wohl paradigmatisch zu nennende Forderung nach ethischer Entscheidung abgerundet.

Behutsamkeit und Großzügigkeit, Innovation und Traditionalität im Umgang mit den im Titel des Bandes angeführten Begriffen und den damit einhergehenden Fragemodalitäten zeichnen die einzelnen Beiträge der Publikation aus, wiewohl der Rück- und Vorgriff auf (historisch-)anthropologische Erscheinungsformen des Körperlichkeits- und Fragmentdiskurses zweifelsohne zu denjenigen produktiven Impulsen zu zählen sind, durch die der genannte Themenkomplex auch in Philologenkreisen Präzisionen und weiterführende Einsichten erhalten dürfte.

Katalin Teller (Budapest)

Ammon, Ulrich et al. (Hg.): Variantenwörterbuch des Deutschen. Die Standardsprache in Österreich, der Schweiz und Deutschland, sowie in Liechtenstein, Luxemburg, Ostbelgien und Südtirol. Berlin, New York: de Gruyter, 2004. 954 S.

Seit das Thema der Variation auch in der Auslandsgermanistik immer öfter auftaucht und man sich diesem Thema mehr zuwendet, wird es dem Sprachlernenden bzw. den Sprachlehrern auch im Ausland immer mehr bewusst, über welche Vielfalt das Deutsche verfügt.

Das vorliegende umfangreiche Werk, ein Ergebnis eines Mammutprojekts mehrerer Länder, ist von einem

Autorenteam (Regionalexperten wie Lexikographen, Sprachwissenschaftlern und Studenten) aus den deutschsprachigen Gebieten (Südost-Österreich, Südost-Deutschland, Mittellost-Deutschland, Nordost-Deutschland, Nordwest-Deutschland, Liechtenstein, Luxemburg, Ostbelgien und Südtirol) u.a. mit Hilfe von Fragebogen-Abfragen sowie anderen Methoden unter

der Leitung von Ulrich Ammon entstanden.

Das Variantenwörterbuch soll diesmal aus einer auslandsgermanistischen Perspektive unter die Lupe genommen und aus einer Außensicht betrachtet werden: Was leistet es für die Auslandsgermanistik, wozu kann dieses Wörterbuch in der Auslandsgermanistik dienen?

Hier werden somit nur jene Aspekte dieses Wörterbuchs angesprochen, die die genannte Sicht tangieren.

Obwohl über den plurizentrischen Charakter der deutschen Sprache besonders in letzter Zeit vieles bekannt geworden ist, kann man sich die Bedeutung dieser Aussage erst dann vergegenwärtigen, wenn man die Sprache in den betreffenden Sprachgebieten in ihrem täglichen Gebrauch, in ihrer Variationsbreite, erlebt. Ist dies nicht der Fall, hält man an einem Klischee fest, das uns eine deutsche Sprache zeigt, die wir in der Schule vermittelt bekommen haben, die uns als (fast) einzige Sprachform des Deutschen vertraut ist und die – so wissen wir es allenfalls aus dem gesteuerten Sprachunterricht – wenig Abweichungen von der Norm toleriert.

Gegenstand dieses Variantenwörterbuchs ist das Standarddeutsche, das „im öffentlichen Sprachgebrauch als angemessen und korrekt geltende Deutsch“ (vgl. S. XI), in seinen nationalen und regionalen Besonderheiten, sowie deren gemeindeutschen Entsprechungen. Ausgeklammert blieb also veraltetes, fachsprachliches und dialektales Wortgut.

Über die spezifischen und typischen Erscheinungsformen des Deutschen

dieser Länder, über die nationalen Standardvarietäten, das österreichische Standarddeutsch, das Schweizerhochdeutsch und eine bundesdeutsche Standardvarietät, die noch vor der Wende in ein westdeutsches und in ein ostdeutsches Deutsch geteilt war, sind für uns heute – auch in der Auslandsgermanistik – gängige Begriffe, wenn unsere Kenntnisse über diese Varietäten auch nicht ausreichend sind. Doch fast völlig unbekannt ist uns jenes Deutsch, das z.B. in Südtirol, in Liechtenstein, in Ostbelgien oder gar in Luxemburg gebraucht wird. Es fehl(t)en uns ganz einfach allgemeine und natürlich oft auch „wissenschaftliche“ Informationen, die uns die Ausprägungen des Deutschen in all diesen Ländern und Regionen hätten näher bringen können.

Bei einer eingehenderen Lektüre dieses Wörterbuchs taucht sofort der Gedanke auf, wie schwierig es die Autoren bei der Auswahl des Lemmabestandes dieses Wörterbuchs hatten. Aus dem etwas umfangreichen aber dafür sehr informativen Vorwort ist zu erfahren, dass bei der Lemmaauswahl folgende relevante Prinzipien richtungsweisend waren: ob das betreffende Lemma durch sein Vorkommen, seine Bedeutung, in seiner situativen Verwendung, nach Sprach-, Stil- oder Altersschicht oder nach seiner Verwendungshäufigkeit (vgl. S. XI) regionale oder nationale (länderspezifische) Besonderheiten aufweist.

Ein wichtiges Novum des Variantenwörterbuchs aus unserer Sicht ist, dass hier die von einer für uns vertrauten Norm abweichenden sprachlichen Ausdrücke und Formen im Mittelpunkt

der Beschreibung stehen. Diese Lexeme bilden allerdings im Sprachgebrauch der einzelnen – uns vielleicht weniger bekannten und vertrauten – Sprachgebiete das Alltägliche, das Normale, nicht so für die Auslandsgermanisten, für die dieses Wörterbuch eine ganze Reihe neuer Lexeme, Bezeichnungen und Ausdrücke, bereithält.

Doch was versteht ein Auslandsgermanist unter einer lexikalischen Besonderheit, einer Spezifität?

Die Antwort lautet eindeutig: „Spezifische Besonderheiten sind solche, die in ihrer Verwendung auf eine Nation beschränkt sind, während unspezifische auch darüber hinaus vorkommen, aber dennoch nicht gemeindeutsch, also nicht im ganzen deutschen Sprachgebiet gebräuchlich sind...“ (S. XI)

Die Spezifität dieses Wörterbuchs – hinsichtlich der Lemmawahl und des Aufbaus – bedeutet jedoch keinesfalls eine Einengung des Benutzerkreises, im Gegenteil. Das Variantenwörterbuch spricht gleichzeitig viele Zielgruppen an: vor allem sind es natürlich die muttersprachlichen Sprachbenutzer der betreffenden Länder, die ihren spezifischen Wortschatz mit dem anderer deutschsprachiger Länder und Regionen vergleichen können. Genauso wichtig ist jedoch auch die Zielgruppe der Experten der verschiedenen Fach- und Wissenschaftsbereiche dieser Länder (wie z.B. Juristen, Geschäftsleute, Kaufleute, Manager, aber auch Lexikographen, etc.), die diese Lexeme im öffentlichen Sprachgebrauch gebrauchen müssen. Angesprochen

sind des Weiteren „Übersetzer und Dolmetscher, belletristische Autoren, Journalisten, Politiker, oder auch Werbetexter, kurz: bei der Erstellung von Texten, in denen die nationale oder regionale Variation des Deutschen eine Rolle spielt“ (vgl. S. IX). Auch die Leser der deutschen Literatur aus den verschiedenen Regionen, die Studierenden und Lerner des Deutschen im Ausland und nicht zuletzt Touristen oder Arbeitnehmer, die Genaueres über das Deutsch ihres Faches, ihres Reiseziels erfahren möchten, zähle ich zu interessierten Lesern und Benutzern dieses Wörterbuchs.

Bereits der Untertitel dieses in der deutschsprachigen lexikographischen Landschaft einzigartigen Wörterbuchs deutet an, dass es um Varianten des Deutschen jener Gebiete geht, in denen die deutsche Sprache einen solo-offiziellen oder einen ko-offiziellen (zusammen mit anderen offiziellen Sprachen) Status einnimmt, oder wie dies vom Leiter dieses Wörterbuchprojekts, Ulrich Ammon, andernorts auch als Voll- und Halbzentren des Deutschen genannt wird (vgl. Ulrich Ammon: Die deutsche Sprache in Deutschland, Österreich und der Schweiz. Das Problem der nationalen Varietäten. Berlin, New York 1995).

Ogleich mehrere andere Nationalsprachen in Westeuropa eine ähnliche (nationale und regionale) Vielfalt aufzeigen, ist bislang noch kein Wörterbuch dieser Art z.B. über das Spanische in Europa und Übersee oder über das Englische in Großbritannien, in den USA, in Australien und sonst wo in der Welt, erschienen. Daher ist dieses

Wörterbuch für das Deutsche nur zu begrüßen.

Als Wörterbuchbenutzer neigt man oft dazu, das Vorwort und weitere Informationen im Vorspann zu überspringen. Doch in diesem Fall wäre es keinesfalls ratsam, das zu tun. Es sind hier mehrere Gründe anzuführen, warum der Vorspann vor der eigentlichen Lemmaliste lesenswert ist:

a) Wir könnten auf Schwierigkeiten stoßen, wenn wir die entsprechenden Stichwörter in allen ihren Ausprägungen nicht erkennen würden, wenn wir die Arealangaben (was wird wo gesprochen /geschrieben) mitsamt den Toponymien nicht richtig deuten bzw. einordnen könnten. Dazu ist die Karte auf Seite XXXIII und XXXIV zwar hilfreich, doch wäre eine detailliertere Karte über die einzelnen Toponymien und Regionen der betreffenden Länder (um beim Lesen zu vergegenwärtigen, wo z.B. Tessin, Burgenland, Vorarlberg, etc. liegt) gleich auf Seite XX besser angebracht als die auf Seite XXXIX etwas zu klein geratene Karte. Hierbei sei auf einige kleine für den Auslandsgermanisten auffallenden Inkonsistenzen hingewiesen: Im Lemmabestand aufgenommen ist „Kosovo“ (auch in der Tabelle der Wortgrammatik), doch es fehlt das für das Sprachgebiet sicherlich relevante Toponym „Tessin“ sowohl im Lemmabestand als auch in der Tabelle. Genauso vermisste ich das von den Speisekarten bekannte „Rucola“, das allerdings auf „Rauke“ verwiesen ist.

b) Selbst die Lauttabelle auf Seite XXI sollte vom Leser hier nicht ignoriert werden, sie kann uns viel bei

der richtigen Aussprache der Lemmata helfen.

c) Da jedes Lemma mit einem oder mehreren Belegen aus Quellen illustriert wird, ist das Lesen der Artikel wahrhaftig nicht leicht, doch erhalten wir gleichzeitig einen kulturellen Blick in die betreffenden Sprachlandschaften.

d) Wichtig und interessant erachte ich die lexikographische Praxis des sog. Dazu-Teils, wenn dies m.E. auch keine gelungene „lexikographische“ Bezeichnung ist. (vgl. S. XXVIII) Der Dazu-Teil gibt einen Teil der Wortfamilie an: Es werden hier wichtige Wortbildungs- und Bedeutungszusammenhänge aufgezeigt.

e) Den theoretischen Hintergrund des plurizentrischen Charakters des Deutschen sollte jeder am Deutsch dieser Länder interessierte Leser kennen, denn ohne diese Kenntnisse ist auch das Wesen, der Grund der Entstehung dieses Wörterbuchs nicht zu verstehen (S.XXXIff.).

Dieser soziolinguistisch orientierte Vorspann versucht in prägnanter Weise darzustellen, was das internationale Autorenteam unter plurizentrischer Sprache versteht, wie die nationalen Voll- und Halbzentren des Deutschen der Gegenwart (Bevölkerungsverteilung und Sprachsituation in den einzelnen Ländern, Regionen) beschrieben werden können. Nicht zuletzt soll der besonders in der Auslandsgermanistik und im DaF-Unterricht wichtige Teil über die nationalen und regionalen Besonderheiten des Standarddeutschen auf der lautlichen, der tabellarisch zusammengefassten und daher leicht überschaubaren wortgrammatischen

und zuletzt auf der pragmatischen Ebene erwähnt werden, der für jeden, der Deutsch erlernen will oder gerade dabei ist, das zu tun, eine Einstiegslektüre sein.

f) Lexikographisch weniger geübte Leser sollten die Vielfalt der Artikeltypen im Voraus klar sehen, um sich den Umgang mit diesem Wörterbuch zu erleichtern, weil zu den einzelnen Typen eine differente Mikrostruktur gehört. Neben den vier Grundtypen der Artikel gibt es mehrere Misch- und Sonderformen. Hier seien nur die Grundtypen aufgezählt:

Als Primärartikel gelten die nach ihrer Wortform oder Bedeutung nicht im ganzen deutschen Sprachgebiet gebräuchlichen Lemma, z.B. „Ausweisungspapier“.

Differenzartikel sind gemeindeutsche Wörter, die jedoch in ihrer Grammatik nationale oder regionale Besonderheiten zeigen: z.B. „Salami“.

Sogenannte Siehe-Artikel beziehen sich auf Zweitformen und verweisen auf Primärartikel. Sie können an zweiter Stelle eines Doppelstichworts stehen: z.B. „Mocca“ siehe „Mokka“.

Verweisartikel verweisen auf Varianten und sind nur dann aufgenommen, wenn gemeindeutsche Entsprechungen zu nationalen oder regionalen Wortbesonderheiten vorliegen, z.B. „Weinberg“.

Zu den Sonderformen gehören Namen, Movierungen, Abkürzungen, Phraseologismen, Wortbestandteilsartikel ((Halb)Suffixe, (Halb)Präfixe), etc.

Beim Lesen der einzelnen lexikalischen Besonderheiten fällt auf, welche unerschöpfliche onomasiologische

Praxis in den einzelnen Regionen und Kulturen existiert. Dafür ist das in der Schweiz gebräuchliche Lexem „Detailhandel“ (in der Bedeutung von „Einzelhandel“) mit dem Dazu-Teil: „Detailhandelsangestellter, Detailhandelskette, Detailhandelslehre, Detailhandelsunternehmen, Detailhändler(in)“ (S. 177) ein schönes Beispiel.

Für einen Auslandgermanisten sicherlich unbekannt, doch entsprechend transparent – falls er das Lexem „Maut“ kennt – erscheint das in Österreich gebräuchliche Verb „bemaunten“. Einem an den norddeutsch geprägten Standard gewohnten und geschulten Leser mutet das in Nord- und Mitteldeutschland bekannte Verb „bekloppt“ (auch hier mit der Markierung „salopp“ angegeben) auch „bescheuert“ eher als substandardlich an, das in Österreich und im Südosten Deutschlands als „damisch“, „deppert“ und „narrisch“ gebräuchlich ist.

Die aufgenommenen Lemmata wie „Festspielstadt“ (= Salzburg) (S. 241), „Elbflorenz“, Elbestadt“ (= Dresden), „Fontanestadt“ (= Neuruppin), „Isar-Athen“ (= München) und ähnliche Beispiele empfinden sicherlich viele Leser eher als metaphorische Bildungen denn als regionale Besonderheiten. Durch die Aufnahme in dieses Wörterbuch lässt sich somit schlussfolgern, dass diese Lexeme nicht nur eine metaphorische Verwendung haben, sondern auch national, in den betreffenden Ländern und Regionen, von Muttersprachlern häufig in dieser Form Verwendung finden.

Deutschlerner erfreuen sich an der Vielfalt der nationalen und regionalen

phraseologischen Varianten, wie z.B. „eine große Gosche(n) haben“ (Österreich und Süddeutschland), „eine große Klappe haben“ (Schweiz und Nord/Mittel-Deutschland), „eine große Fresse haben“ (Mittel- und Norddeutschland), „eine große Schnauze haben“ (Mittel- und Norddeutschland), doch zeigen diese auch, dass auch durch nationale Spezifika Möglichkeiten der Modifizierungen von Phraseologismen gegeben sind.

Auf der anderen Seite kann jedoch bemängelt werden, dass keine Hinweise auf gängige Kollokationen gegeben werden, die im täglichen Sprachgebrauch doch häufig vorkommen und für Lerner sicherlich von Nutzen sein könnten. Vielleicht wäre ein gewisses Gleichgewicht zwischen Phraseologismen und Kollokationen angebracht: etwas weniger phraseologische Einheiten, dafür aber mindestens typische Kollokationen anführen.

Mit diesen angesprochenen Aspekten ist der Informationsreichtum dieses Wörterbuchs bei weitem nicht ausgeschöpft.

Der interessierte Leser wird nach dem gründlichen Studieren dieses Wörterbuchs viel Neues über die

Variationsbreite der deutschen Sprache, über die nationalen und regionalen Ausprägungen – hier in erster Linie im lexikologischen und semantischen Sinne – erfahren und hinzu lernen können. Eine wahre Fundgrube stellt sogar das präzise aufbereitete Quellenverzeichnis dar.

Das Wörterbuch zeigt sowohl makro- auch als mikrostrukturell einen klaren Aufbau, wodurch der Umgang mit diesem – ansonsten viel Aufmerksamkeit verlangenden Werk – erleichtert wird. Durch das Erscheinen des Variantenwörterbuchs wurde vielen Lesern die großräumige Variation der deutschen Sprache nachdrücklich bewusst gemacht. Jene Variation, die ein inhärentes Merkmal des Deutschen ist, und die man als Lerner dieser Sprache viel mehr nutzen sollte, als es bisher getan wurde. Das Wörterbuch schließt in der breitgefächerten Wörterbuchlandschaft des Deutschen eine Lücke, und eröffnet für die anfangs aufgezählten Zielgruppen, so auch für die Auslandsgermanisten, eine wahre Fundgrube des reichhaltigen Wortschatzes der deutschen Sprachgebiete.

Elisabeth Knipf-Komlósi (Budapest)

Behme-Gissel, Helma: Deutsche Wortbetonung. Ein Lehr- und Übungsbuch. München: Iudicium, 2005. 104 S.

Für Menschen gibt es immer zwei Kommunikationsebenen: die nonverbale und die verbale. Auf der nonverbalen Ebene der Kommunikation ist die Körpersprache wichtig. Auf der verbalen spielt das gesprochene Wort die Hauptrolle. Beide Ebenen der Kommunikation benötigen selbstverständlich die folgenden Elemente: Sender (S), Empfänger (E), Nachricht, die S an E sendet; Gegenstand, auf den diese Nachricht sich bezieht; Code, über den S und E als gemeinsame ‚Sprache‘ (oder ein anderes, etwa visuelles, Zeichenrepertoire) verfügen; Kanal, auf dem die Nachricht transportiert wird (bei sprachlicher Kommunikation: in Schallwellen versetzte Luft) [Pelz, Heidrun: Linguistik. Eine Einführung. 6. Aufl. Hamburg: Hoffmann und Campe, 2001, S. 50].

Nach den Grundmodellen der Kommunikation hängen alle diese Elemente zusammen. Auf die Frage, wo es bei diesem Zusammenspiel zu Problemen kommen kann, ist meist die erste Antwort: bei der Codierung. Selbst wenn beide, Sender und Empfänger, die gleiche Sprache sprechen, kann es z.B. bei einer falschen Wortbetonung zu Missverständnissen kommen. Es ist also nicht verwunderlich, dass ein Buch zu dem Gebiet Wortbetonung, genauer, ein Lehr- und Übungsbuch *Deutsche Wortbetonung* erschienen ist. Selbst Muttersprachler des Deutschen können Probleme dabei haben, die richtige Aussprache bzw. Betonung zu verwenden. Das Lehr- und Übungsbuch richtet sich

somit verständlicherweise nicht nur an Lerner des Deutschen, sondern auch an Muttersprachler des Deutschen.

Mit 34 lernerfreundlichen Regeln zeigt die Autorin die Hauptprobleme der deutschen Wortbetonung. Dabei werden viele schwierige Felder der deutschen Aussprache abgedeckt: abgeleitete deutsche Wörter, Wörter mit Vorsilben, Komposita, Zahlwörter, Abkürzungen, Eigennamen, Fremdwörter. Bevor die Autorin auf jedes einzelne Problemfeld eingeht, erläutert sie in der Einführung die Grundlagen der Wortbetonung und den Aufbau des Buches. Nach einer prägnanten kurzen Regel stehen meist zahlreiche Beispiele, und wenn nötig Erklärungen. Hierbei zeigt die Autorin auch die Problematik der Regeldefinitionen in der Fachliteratur. Zum Beispiel zu der sogenannten 1. Regel in der deutschen Wortbetonung (in zweisilbigen deutschen Wörtern wird fast immer die erste Silbe betont, S. 16): „In einfachen deutschen Wörtern ist gewöhnlich die erste Silbe betont“, so heißt die 1. Regel zur Wortbetonung selbst im neu bearbeiteten Duden-Aussprachewörterbuch (Mannheim, 4. Aufl. 2000, S. 60). Was sind einfache Wörter? Hierzu gibt der Duden keine Erklärung. Er macht es sich ‚einfach‘, weil neben den zweisilbigen Wörtern sich auf diese Weise auch dreisilbige Wörter (wie z.B. arbeiten, übrigens, heiraten, Ebene) zuordnen lassen. Aber Ameise, Euro, Monat, Februar, Lilie, Krimi, Ananas, Leverkusen haben auch Anfangsbeto-

nung. Sind das auch einfache Wörter? Es ist also zu befürchten, dass diese 1. Wortbetonungsregel Lernende verunsichert, und dass eine Verunsicherung – gleich am Anfang der Thematik – das Lernen erschwert oder sogar verleidet.“ (S. 19) Abschließend, und als Grundsatz für ihr Buch schreibt die Autorin: „Grundsätzlich – und besonders hier als Lerneinstieg – ist eine Regel zu bevorzugen, die leicht nachvollziehbar und damit verständlich ist.“ (S. 19).

In der *Deutschen Wortbetonung* helfen die sehr klar formulierten Regeln, in relativ einfacher Sprache den Lernenden, sich wirklich auf das Wesentliche in der Betonung zu konzentrieren. Die Regeln untereinander weisen ebenfalls eine klare Struktur auf. Da diese Klarheit vorhanden ist, wird der Lerner auch nicht durch das Aufzeigen der Ausnahmen irritiert.

Es gibt eine Vielzahl an Übungen, um die dargestellten Definitionen verinnerlichen zu können. Viele davon sind mit einem „Lächeleffekt“ versehen (u.a. weil Texte von Komikern wie Heinz Erhardt adaptiert wurden). Gleichwohl werden unterschiedliche Fertigkeiten angesprochen; z.B. soll der Lerner selbst einen Text verfassen und den entsprechenden Wortbetonungsregeln folgend laut lesen. Teilweise lässt die Autorin hier auch den Aspekt der Interkulturalität einfließen, indem sie die Lerner nach kurzen witzigen Geschichten oder Sprüchen aus deren Heimatsprache fragt (z.B.: „Welche Sprüche gefallen Ihnen in Ihrer Heimatsprache?“ S. 18). Neben Einzelübungen gibt es auch Gruppenübungen, bei denen eine eigene Kenn-

zeichnung wünschenswert wäre, da beim Selbststudium ungekennzeichnete Gruppenübungen verwirren können. Zu den Übungen findet man am Ende des Buches einen Lösungsschlüssel.

Mit einem konkreten Beispiel aus der *Deutschen Wortbetonung* soll der Aufbau der Regel- und Übungskomplexe veranschaulicht werden (S. 16):

1. Regel: In zweisilbigen deutschen Wörtern wird fast immer die erste Silbe betont.
Beispiele: heute

kommen

Wörter [...]

Übung: Wortschlange

Suchen Sie zweisilbige deutsche Wörter. Der letzte Buchstabe des Wortes ist jeweils der erste Buchstabe des nächsten Wortes, z.B.:

Sommer

Ratte

Ernten

Neulich

H...

-> Das ist eine Sprechübung oder eine Schreib-Sprech-Übung.

-> Wer in einer Minute die meisten Wörter nennt, hat gewonnen.

-> Welches Ausgangswort fällt Ihnen für eine weitere Übungsfolge ein?

Ausnahme: Die zweisilbigen Ausrufe bilden hier eine Ausnahme, da sie die zweite Silbe betonen, z.B. hurra!; igitt!

[...]

Dieser strukturierte Aufbau eines Regel- und Übungskomplexes wird im ganzen Buch beibehalten.

Ein Teil der *Deutschen Wortbetonung* ist gesondert hervorzuheben: die Liste der Verben mit trennbaren und untrennbaren Vorsilben und der dazugehörigen Betonung (S. 33-50). Die

Autorin hat hier äußerst ausführlich, aber ohne Anspruch auf Vollständigkeit, eine Aufstellung der häufigsten Problemfälle in diesem Bereich angefertigt und jeweils Erklärungen und erläuternde Beispielsätze notiert. Ein Beispiel aus der Liste (S. 46):

umreißen: zu Boden reißen. Das neu gepflanzte Obstbäumchen ist vom Sturm umgerissen worden.

umreißen: 1. einen Umriss zeichnen. Mit ein paar Pinselstrichen hat sie das Bergmotiv umrissen. 2. knapp beschreiben. Der Journalist konnte in der Fernsehsendung die politische Situation nur kurz umreißen.

Unterstützend wirken hier besonders die einzelnen einleuchtenden Illustrationen.

Eine gute Aussprache und Betonung lässt sich allerdings nicht nur durch gute Illustrationen lernen, sondern eher durch konkretes Hören der jeweiligen Betonung und das Nachahmen selbiger. Deshalb wird die *Deutsche Wortbetonung* ihre richtige Wirkung entfalten

können, wenn es auch Audiomaterial, in Form von einer Audiokassette oder CD, geben wird, so, wie es die Autorin auch plant.

Da das Buch gut strukturiert ist und insgesamt abwechslungsreich gestaltet wurde, wirkt es sehr motivierend. Insgesamt wird nicht der Eindruck vermittelt, als dass die Wortbetonung der deutschen Sprache äußerst schwierig sei. Die Autorin betont, dass „die gesprochene Sprache (aufgrund ihres situativ-kommunikativen Geschehens) etwas Lebendiges und damit etwas Veränderbares ist“ (S. 24). Die Codierung einer Nachricht wird in jeder Situation variieren, vom Sender/Sprecher jeweils neu geformt und somit auch die jeweilige Wortbetonung verändert. Man kann nur daran arbeiten, es als Sender für jeden Empfänger eindeutiger zu codieren, die Wortbetonung immer deutlich zu geben. Das Lehr- und Übungsbuch *Deutsche Wortbetonung* kann bei der Arbeit daran sehr gut unterstützen.

Viktoria Ilse (Berlin)

**Bergerova, Hana; Cornejo, Renata; Haring, Ekkehard (Hg.):
Festschrift zum 15. Gründungsjubiläum des Lehrstuhls
Germanistik. Ústí nad Labem: Univerzita J.E. Purkyně, 2005. 468 S.**

Der Lehrstuhl für Germanistik an der Pädagogischen Fakultät der Jan-Evangelista-Purkyně-Universität in Ústí nad Labem/Aussig in Böhmen feierte 2005 das 15. Jubiläum seiner Gründung und beschenkte sich sowie jeden an der germanistischen Forschung Interessierten mit einer beachtenswerten Festschrift.

Der erste Teil des Sammelbandes befasst sich mit der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft des Lehrstuhls, der trotz der kurzen Periode seines Bestehens über eine ereignisreiche Geschichte, zahlreiche Partnerschaften sowie ausländische Kontakte (Dortmund, Linz, Dresden, Szombathely u.a.) verfügt. Ferner wird der Leser

über die pädagogische bzw. wissenschaftliche Tätigkeit, aktuelle Pläne, Projekte des Lehrstuhls sowie Aufgaben im Zuge der Bologna-Deklaration informiert.

Im zweiten, umfangreichsten Abschnitt stellen sich die Mitarbeiter, ehemalige KollegInnen und ausländische GastdozentInnen mit je einem wissenschaftlichen Beitrag zur Germanistik vor. Zwar sind diese Aufsätze nicht thematisch geordnet, doch zeichnen sich die wichtigsten Schwerpunkte der Forschungstätigkeit der böhmischen GermanistInnen eindeutig ab: Vor allem lässt sich die Konzentration auf die Bereiche der Literatur deutsch schreibender tschechischer und jüdischer Autoren, der interkulturellen tschechisch-deutschen Beziehungen, der deutsch-tschechischen Komparatistik, der österreichischen Gegenwartsliteratur, der Phraseologie bzw. Lehrerausbildung für den Deutschunterricht feststellen. Die Besprechung aller in der Festschrift veröffentlichten Studien würde den vorgegebenen Rahmen sprengen, deshalb möchte ich im Folgenden exemplarisch ausgewählte Beiträge erwähnen.

Hana Bergerova, die Leiterin des Lehrstuhls, geht in ihrem Artikel der Frage nach, inwiefern Phraseologismen, die mit ihren syntaktischen und semantischen Besonderheiten bzw. ihren Gebrauchsbedingungen sowohl für den Studierenden als auch für den Lehrenden eine Herausforderung darstellen, und wie sie im DaF-Unterricht am wirksamsten eingesetzt und vermittelt werden könnten. Zwei Aufsätze beschäftigen sich mit der Aussprache-

schulung: *Marie Marousková* stellt die Ergebnisse zweier soziolinguistischer Projekte vor, in denen „die wertenden Spracheinstellungen der Muttersprachler zur ‚fremden‘ Variante ihrer Muttersprache“ (S. 166) untersucht werden, wobei sowohl vom Tschechischen als auch vom Deutschen als Muttersprache ausgegangen wird. *Marek Schmidt* thematisiert die Position der Ausspracheschulung im heutigen Fremdsprachenunterricht und formuliert seine diesbezügliche Befürchtung, dass nämlich die Phonetik noch immer nur „als arme Verwandte von Grammatik, Lexik und Rechtschreibung betrachtet wird“ (S. 180). Der ehemalige Lehrstuhlleiter *Otakar Vesely* befasst sich mit den spezifischen Motivationsmöglichkeiten der tschechischen Germanistikstudenten und betrachtet die Vermittlung der interkulturellen Kompetenz, unter der er „die Überwindung der Ängste vor der Fremdartigkeit des Gesprächspartners und die Vorbereitung von Sprach- und Kulturgrenzen überwindenden Begegnungen“ (S. 202) versteht, als wichtigste Aufgabe des Deutschunterrichts.

Beachtenswert sind auch die Forschungen der im literaturwissenschaftlichen Bereich tätigen GermanistInnen des Lehrstuhls. *Renate Cornejos* Aufsatz fokussiert auf das Dilemma des sprechenden weiblichen Subjekts im Roman der österreichischen Gegenwartsautorin Anna Mitgutsch mit dem Titel *Das andere Gesicht*. *Filip Charvát* liefert eine wirkungsästhetische Untersuchung zu Theodor Storms Novelle *Immensee*, die nach seiner Analyse zwar keinen direkten Hinweis

auf eine Liebesgeschichte enthalte, jedoch „deutliche indirekte (figurale) Zeichen des Liebethemas in der Textstruktur“ aufweise (S. 93). *Eva Kolárová* zeigt in ihrem Beitrag die Vielfalt sowie die Wandlung der Goethe-Bilder in den Werken deutscher und tschechischer Literaten (Elias Canetti, Martin Walser, Jaroslav Vrchlicky). Besonders interessant ist der Abschnitt über Milan Kunderas Goethe-Bilder in seinem Roman *Unsterblichkeit*, der die Überzeugung von „Goethes bewußter Imagepflege“ (S. 136) untermauert und „die Synthese der deutschen Klassik in der Person von Friedrich Wolfgang Schilloethe schafft“ (S. 135). Allerdings vermisste ich in der Studie die weiterführenden Literatur- und Quellenachweise. Die deutschsprachige jüdische Literatur Böhmens wird in zwei Aufsätzen thematisiert: *Ekkehard W. Harring* gibt einen Einblick in die Diskurse des Prager Kulturzionismus, *Jarmila Jehlickova* skizziert die bis heute nur wenig beachtete Literatur aus dem Ghetto Theresienstadt, u.a. die erschütternden Chroniken der deutsch-schreibenden jüdischen Häftlinge wie Egon Redlich, Gerty Spieß oder H.G. Adler.

Auch die von ehemaligen Mitarbeitern des Lehrstuhls behandelten Themen lassen sich keinesfalls in einen Topf werfen, sie zeugen vielmehr vom Reichtum der in Ústi angeschnittenen Forschungsfelder: *Heinz Arnold* aus Dresden analysiert zwei deutsche Wedekind-Aufführungen in unserem Jahrhundert anhand zweier Kritiken aus dem Internet; *Reinhard Ehgartner* aus Salzburg zieht einen Vergleich

zwischen den literarischen und biographischen Raumkonstellationen in Salzburg, Ústi nad Labem und dem aus dem Buch *Harry Potter* bekannten Schloss Hogwarts; der Berliner *Rüdiger Meißer* macht sich Gedanken über eine berufsbezogene, sprachpraktische Ausbildung und erläutert seine Vorschläge für neue Curricula in der Fremdsprachenlehrer-Ausbildung; der Wiener Lektor *Jürgen Neckam* beschreibt die Stuttgarter Uraufführung von Thomas Bernhards *Immanuel Kant* von Claus Peymann und ihre eher negative Aufnahme in der Kritik; die Wiener Lektorin *Karin Wozonig* macht den Leser mit dem *Album zum Besten der durch die Überschwemmungen im Frühjahr 1845 in Böhmen Verunglückten* bekannt, das als Teil der österreichischen Spendenaktion gedacht war und auch Texte prominenter Vertreter der Biedermeierliteratur wie Anastasius Grün, Caroline Pichler, Ladislais Pyrker sowie Franz Grillparzer enthielt, schließlich erschließt der ebenfalls aus Dresden kommende *Hans-Bernhard Zeidler* „die kooperative Potenz belletristischer Texte und ihre unlösbare Verbundenheit mit Kommunikation“ (S. 255).

In dem den ausländischen GastdozentInnen gewidmeten Teil finden wir u.a. drei Beiträge ungarischer Germanistinnen: *Petra Szatmári* untersucht das stereotypisierende Ungarnbild im Werk von Heimito von Doderer *Die Wasserfälle von Slunj* und stellt fest, dass Doderer weit über die klischeehaften Pauschalvorstellungen hinausgeht und ein liebevolles Bild von den Magyaren zeichnet. *Mónika Cseresz-*

nyák vergleicht die deutsche und englische Homer-Rezeption um 1800 am Beispiel von Goethes Kunsttheorie und John Flaxmanns Homer-Illustrationen und belegt einleuchtend, dass der englische Künstler im Gegensatz zum deutschen Dichter die verehrte Antike mit der modernen Kunst und Kultur zu vereinen vermochte. *Zsuzsa Fekete-Csizmazia* setzt sich mit den Charakteren der den Kindern eine Identifikationsmöglichkeit bietenden Frauengestalten in den von den Brüdern Grimm gesammelten Volksmärchen auseinander. *Uwe Wiemann* aus Dortmund weist auf die lebhaftige Rezeption Kurt Tucholskys in der Tschechischen Republik hin und zeigt die literarischen Berührungspunkte des deutschen Dichters mit der Stadt Prag und der tschechischen Literatur schlechthin. Auch in diesem Abschnitt können wir einen aufschlussreichen Aufsatz zur Rezeption Thomas Bernhards – dies-

mal in Österreich – lesen: Die renommierte Wiener Theaterwissenschaftlerin *Hilde Haider-Pregler* schildert die Umstände der skandalumwitterten Linzer Inszenierung der auf den Salzburger Festspielbetrieb gerichteten Satire *Die Berühmten* im Jahre 1990.

Der Sammelband schließt mit Berichten jetziger StudentInnen und ehemaliger AbsolventInnen über das Germanistikstudium in Ústi, mit einem Einblick der Beitragenden in die Curricula und einer Auflistung der innerhalb dieser 15 Jahre am Lehrstuhl für Germanistik verteidigten Diplomarbeiten.

Der zahlreiche interessante Studien vereinende Sammelband gewährt einen vorzüglichen Einblick in die Aussiger und mit ihr in Verbindung stehende Germanistik und verspricht eine anregende Lektüre.

Dóra Takács (Szombathely)

Brdar-Szabó, Rita; Knipf-Komlósi, Elisabeth (Hg.): Lexikalische Semantik, Phraseologie und Lexikographie: Abgründe und Brücken. Festgabe für Regina Hessky. Frankfurt a.M.: Peter Lang, 2004 (Duisburger Arbeiten zur Sprach- und Kulturwissenschaft 57; Hg. v. Ulrich Ammon, René Dirven und Martin Pütz). 458 S.

Der rezensierte Band ist zum 60. Geburtstag von Frau Professor Regina Hessky entstanden und – wie es im Vorwort formuliert wird – versteht sich als ein „nach den Forschungsinteressen der Jubilarin komponierter Strauß von Beiträgen“. „Der Strauß“ enthält „27 symbolische Rosen“ und hat das Ziel, der Jubilarin die Wertschätzung der

Kollegen, Freunde, Schüler und internationalen Kooperationspartner „durch die Blume“ zum Ausdruck zu bringen. Der Band ist nicht nur vom Umfang her sehr beachtlich: Unter den Autoren gibt es zahlreiche namhafte Wissenschaftler der ungarischen, der deutschen und der internationalen Germanistik.

Die Thematik und die Gliederung

des Bandes richtet sich – wie bereits gesagt – nach dem Forschungsprofil der Jubilarin. So werden die 27 Beiträge in drei Hauptteilen angeordnet, nämlich: 1. Lexikalische Semantik; 2. Phraseologie und 3. Lexikographie. Diese Hauptteile werden auch noch intern gegliedert – darauf wird später eingegangen.

Bei der Vorstellung des Bandes muss jedoch eines gleich vorausgeschickt werden: Der Band ist genauso vielfältig, wissenschaftlich anspruchsvoll und „reich“ wie die Tätigkeit der Jubilarin. Alle 27 Beiträge vorzustellen erweist sich als ein aussichtsloses Unterfangen. Deshalb hat sich die Rezensentin dafür entschieden, nur einige Aufsätze hervorzuheben und zwar solche, die mit ihren Fragestellungen für die weitere Forschung als besonders relevant erscheinen mögen und/oder mit den Forschungen der Rezensentin eng zusammenhängen. Die Rezensentin nimmt die Kritik wegen eventueller Subjektivität in der Auswahl der besprochenen Beiträge in Kauf.

Der erste Teil des Bandes, nämlich die „Lexikalische Semantik“, gliedert sich in zwei Kapitel: 1. „Das Wort (nicht nur) in der lexikalischen Semantik“ und 2. „Semantische Aspekte der Sprachkontaktforschung“. Aus dem ersten Kapitel ist gleich der allererste Aufsatz hervorzuheben: „Polylexikalität oder am Anfang waren mindestens zwei Wörter. Über eine Grundfrage (nicht nur) der Phraseologie“. *Vilmos Ágel* formuliert die theoretischen Grundprobleme der Phraseologie, wobei er der Meinung ist, dass diese nicht im Rahmen der ‚alten? Phraseo-

logie als ‚Restdisziplin?‘ behandelt werden sollten, sondern eher als Grundfragen der Linguistik betrachtet und somit in einen größeren, gesamtlinguistischen Zusammenhang integriert werden sollen. Wie das funktionieren soll/kann, zeigt er in seinem „diagnostischen“ Beitrag, wobei „das phraseologische Problem der Polylexikalität aus der Sicht des allgemeinsprachwissenschaftlichen Problems des Wortes“ im Mittelpunkt steht. Ágel übt zuerst Kritik an der phraseologischen Terminologie und formuliert gleich auch Änderungsvorschläge, die dem Leser als sehr logisch und einsichtig erscheinen. Das von ihm erstellte „Dreigestirn“ von grundlegenden Merkmalen der Phraseologismen enthält auch Merkmalsparaphrasen und Kurzcharakterisierungen des Merkmalstatus: 1. Polylexikalität (‚X besteht aus mehr als einer Wortkomponente‘; notwendig, aber nicht hinreichend); 2. Formgestalt (‚die Formseite von X ist gestalthaft‘; notwendig und hinreichend); 3. Sinngestalt (‚die Inhaltsseite von X ist gestalthaft‘; hinreichend, aber nicht notwendig). Metaphorisch kann man nach Ágel diese Merkmale als Fundament, Wände und Dach bei einem Gebäude verstehen, wobei dem Merkmal Polylexikalität in der Forschung wenig Aufmerksamkeit geschenkt wird. Ágel legt deshalb eine (wie er betont: nichtrepräsentative) Polylexikalitätsuntersuchung vor. Sein Polylexikalitätscheck umfasst Exemplare aller bekannten bzw. umstrittenen Arten der Phraseologismen und einige als nichtphraseologisch betrachtete Wörter/Wortverbindungen. Der Poly-

lexikalitätscheck wird erstens nach dem Kohärenzkriterium (nach der Unterbrechbarkeit) und zweitens nach der Einheitlichkeit der Flexion durchgeführt. Auf Grund dieser Untersuchung stellt Ágel eine dreizehnstufige Skala zwischen maximaler und minimaler Wortigkeit zusammen. Das Belegmaterial wird nach dieser Skala, d. h. nach dem Wortigkeitsgrad geordnet. Daraufhin werden die Belegexemplare durch die jeweiligen Klassen und Unterklassen ersetzt, die sie vertreten, angefangen vom „Idiom, zweiwertig, finit“ als Phraseologismus mit minimaler Wortigkeit bis zu den Partikelkombinationen als Gruppe mit maximaler Wortigkeit am anderen Pol. Zum Schluss werden nicht nur die Ergebnisse der Untersuchung zusammengefasst, sondern – was im Hinblick auf die weiteren Forschungen genauso von Belang ist – es werden weitere unge löste Fragen aufgelistet, von denen ich nur die letzten beiden herausgreifen möchte: „Sollte die Phraseologie als eine der Grammatik, Lexikologie und Pragmatik über-, unter- oder nebengeordnete Disziplin begriffen werden?“; „Oder sollte sie als autonome linguistische Teildisziplin vielleicht ganz aufgegeben und jeweils in Grammatik, Lexikologie und Pragmatik (kohärent) integriert werden?“ – Ágels Antwort lautet: „Ich bin für die letzte Lösung. Diese würde zwar das Ende der traditionellen Phraseologie, aber gleichzeitig die Etablierung eines ‚idiomatischen Superprinzips‘ der Sprachtheorie bedeuten [...] – letztendlich also eine deutliche Aufwertung des Phraseologischen.“ – Ich darf wohl der begrün-

deten Annahme sein, dass Ágel mit dieser Meinung Stoff für weitere Diskussionen liefert. Die Phraseologie wird allerdings – egal ob nun als „Rest-“ oder „Überdisziplin“ – gerade durch diese wissenschaftlichen Auseinandersetzungen befruchtet.

Piroska Kocsány nimmt in ihrem Aufsatz („Wenn ein Wort zugleich ein Text ist. Ein Versuch über kleinste Texte“) die Annahme der Textlinguistik als Ausgangspunkt, dass nämlich auch ein Satz als Text aufgefasst werden kann, und sie untersucht solche kleinsten, d. h. kürzesten Texte. Kleinste Texte der gesprochenen und der geschriebenen Sprache werden dabei gesondert behandelt: Gesprochene kleinste Texte brauchen nämlich zur Texthaftigkeit den Situationsbezug als Stütze, während bei geschriebenen kleinsten Texten unser Kontextwissen, d. h. unsere Verstehensstrategien als relevant erscheinen.

Kleinste Texte der gesprochenen Sprache lassen sich auf Grund des Modells von Bühler charakterisieren, sie sind nämlich als direkter Hinweis, unmittelbarer Emotionsausdruck und/oder direkte Aufforderung zu betrachten.

Durch zahlreiche Ein-Wort-Text-Beispiele formuliert Kocsány eine für die kleinsten Texte geltende Einschränkung, nämlich „dass sie ihre Texthaftigkeit außerhalb der Sprache, und zwar entweder in der Situation der Rede oder durch das Kontextwissen erhalten“. Der direkte Situationsbezug ist ein relevantes textkonstitutives Merkmal, welcher nach Kocsány in drei Formen erscheinen kann, nämlich 1) als ein Hinweis/

Zeigen/Aufzeigen; 2) als Anrede oder Aufforderung oder 3) als direkte emotionelle Äußerung des Sprechers.

Zum Schluss ihrer Betrachtungen schlägt Kocsány vor, zwischen intern realisierten Texten einerseits und zwischen extern gesicherten Texten andererseits zu unterscheiden. Texte der ersten Gruppe weisen eine Textur auf, sie stellen größere Einheiten als nur einen Satz oder sogar ein Wort dar. Die von Kocsány in diesem Aufsatz analysierten Texte gehören – wie gesagt – zur Gruppe der extern gesicherten Texte. Der Beitrag regt zum Nachdenken an: Die Verfasserin schlägt nämlich vor, die Trennung von Texttyp und Textsorte erneut zu durchdenken.

Der zweite Teil des Buches, die „Phraseologie“, wird ebenfalls in zwei Kapitel geteilt: Aus dem ersten – „Grammatische, semantische und pragmatische Aspekte der Phraseologie“ – will ich zuerst auf den Beitrag von *Roberta V. Rada* ausführlicher eingehen („Das Kind nicht beim Namen nennen, obwohl es einen hat’: Zur Semantik euphemistischer Phraseologismen“). Der theoretisch gut fundierte Aufsatz basiert auf den Ergebnissen der kognitiven Semantik und der kognitiven Metapherntheorie und verwendet ihre Untersuchungsmethoden: Die Verfasserin operiert bei der Erschließung der Benennungsmotive euphemistischer Phraseologismen (eP) mit der Theorie der Idealized Cognitive Models (ICM). Der empirischen Analyse, die etwa 150 Phraseologismen erfasst, liegen die Theorie der konzeptuellen Metaphorik und die Metonymiemodelle der kognitiven Semantik zugrunde. Rada themati-

tisiert durch Auslassungen entstandene eP (z. B. *das geht sie einen ganz feuchten an*); eP mit formaler und mit semantischer Analogie (z. B. *Winston Churchill besuchen; am 17. Mai geboren sein*), wobei sie erstens auf metaphorisch, zweitens auf metonymisch motivierte eP eingeht. Benennungsmotive sämtlicher eP werden erschlossen, wobei dem Leser die durch Remotivation entstandenen metaphorisch motivierten eP als besonders interessant erscheinen mögen. Die Einteilung der eP entspricht den Repräsentationsformen lexikalischer Einheiten im mentalen Lexikon, nämlich dem Organisationsprinzip nach der Form und nach der Bedeutung. – Bewertend kann bei diesem Aufsatz festgehalten werden: Die theoriebegründete Auslegung zahlreicher eP durch die Verfasserin trägt wesentlich dazu bei, dass der Leser viele wertvolle, sachkundige und dazu auch noch interessante Informationen über Arten, Funktionsweise und Entstehung der euphemistischen Phraseologismen erhält.

In diesem Kapitel ist noch ein Aufsatz kurz zu besprechen, und zwar der von *Elisabeth Knipf-Komlósi* und *László Imre Komlósi* mit dem Titel „Einige Aspekte zur Untersuchung von komplexen Konstruktionen“. Die Verfasser betonen, dass Mehrworteinheiten sowohl formal als auch semantisch eine sehr heterogene Gruppe darstellen und daher viele Klassifizierungen ihrer Subgruppen existieren. Genauso ist die Fachliteratur auch in der Frage ihrer Interpretationsmechanismen, d. h. der bedeutungsverarbeitenden Modelle nicht einheitlich. Es

wird im Aufsatz u. a. auf den Standpunkt der traditionellen Grammatik, der generativen Grammatik, der traditionellen Semantik, der kognitiven Linguistik und besonders der Konstruktionsgrammatik eingegangen. Des Weiteren wird der Frage nachgegangen, was „die Grundlage der bedeutungsverarbeitenden Modelle im Falle der kompositionellen oder holistischen Interpretationsmechanismen“ bildet. Ein Teil der komplexen Wortstrukturen kann nach dem Prinzip der Addition (der Kompositionalität) interpretiert werden. Es wird exemplarisch aufgezeigt, wie „außerlinguistische Wissensbestände“ und „pragmatische Indikatoren“, bzw. „die kontextuellen Clues oder die zusätzlichen kontextuellen Informationen“ zur Interpretation beitragen. Eine Reihe unterschiedlicher komplexer Strukturen wird unter die Lupe genommen, die jeweils auf eine andere Art und Weise aktiviert werden. Dabei wird das Prinzip der Kompositionalität eingeschränkt: Phraseme, Idiome, Zwillingsformeln usw. weisen nämlich eine nicht-kompositionelle Bedeutungsstruktur auf. Zum Schluss wird auf Grund von drei wichtigen Parametern eine Parametrisation der komplexen Strukturen vorgestellt: 1) Auf der Ebene der Kompositionalität wird beachtet, ob sie eine kompositionale oder nicht-kompositionale Struktur aufweisen; 2) nach dem Grad der Produktivität können sie nicht-produktiv, semi-produktiv oder produktiv sein; 3) schließlich können sie nach dem Typ der Verarbeitung charakterisiert werden, genauer eine Default Verarbeitung oder eine offene Verarbeitung

aufweisen. Die drei Parameter, d. h. Ordnungsprinzipien werden so aufeinander bezogen, dass als Ausgangsbasis die Ebene der Kompositionalität genommen wird. Auf Grund der genannten drei Ordnungsprinzipien gelingt es den Verfassern, eine systematische Gesamtdarstellung komplexer sprachlicher Strukturen anzubieten, die für weitere Forschungen auf jeden Fall eine sehr nützliche Hilfe sein kann.

Da die Rezensentin sich selber mit kontrastiver Phraseologie und auch mit Problemen beschäftigt, die bei der Übersetzung von literarischen Texten mit Phraseologismen auftreten, will sie den Beitrag von *Dmitrij Dobrovol'skij* „Idiome und Übersetzung literarischer Texte“ nicht unerwähnt lassen. Der Aufsatz wurde im zweiten Kapitel des zweiten Hauptteils platziert („Phraseologie im Sprachvergleich“). Dobrovol'skij untersucht einige Textpassagen mit Idiomen aus den Werken von F. M. Dostoevskij und vergleicht mehrere deutsche Übersetzungen dieser Texte. Die textbildende Funktion (textorganisierende Rolle) des Idioms *palka o dvuch koncax* (wörtl. „Stock mit zwei Enden“) im Roman *Die Brüder Karamazov* und im Roman *Verbrechen und Strafe (Schuld und Sühne)* wird ausführlich erörtert, da dieses Idiom im Schaffen von Dostoevskij einen besonderen, nämlich zentralen Stellenwert hat. Das andere Autorenidiom, *byl' na (kakoj-l.) noge (s kem-l.)* (wörtl. „auf (irgendeinem) Fuß sein (mit jmdm.)“), wird als Grundlage eines Sprachspiels bzw. wird metasprachlich kommentiert.

Des Weiteren wird die Problematik der Übersetzung veralteter Idiome

angesprochen. Am Ende der Untersuchung wird festgehalten, dass bei der Übersetzung von Idiomen gewisse Verluste einfach nicht zu vermeiden sind. Wichtig ist aber entscheiden zu können, „welche Informationen im jeweiligen Kontext besonders wichtig sind und welche Teile des Äußerungsinnes geopfert werden können“. Dobrovol'skij kommt auf Grund seiner Analyse zum folgenden Schluss: „Bei der Wahl der Übersetzungsstrategie ist die Rolle des betreffenden Idioms im Gesamtwerk des Autors bzw. im gegebenen Text zu berücksichtigen. Ein konzeptuell zentrales und/oder frequentes Idiom ist in der Übersetzung anders zu behandeln als ein „gewöhnlicher“ eher zufällig gebrauchter Ausdruck. Oft erweist sich dabei eine mehr oder weniger wörtliche Übertragung als eine bessere Strategie. Besonders wichtig ist dies in den Fällen, in denen es sich um intendierte Wortspiele handelt bzw. in denen der betreffende Ausdruck zum Gegenstand metasprachlicher Kommentare wird.“ – Die empirisch geprüften Einsichten von Dobrovol'skij können verallgemeinert werden und als eine von der Ausgangs- und Zielsprache unabhängige These für die literarische Übersetzung schlechthin eine Gültigkeit haben.

Der dritte Hauptteil des Bandes, nämlich die „Lexikographie“, wird wiederum in zwei Kapitel geordnet. Im ersten Kapitel („Semantische und metaphorische Aspekte der Lexikographie“) will ich den Aufsatz von Stefan Ettinger nicht unerwähnt lassen. (Er hat mit der Jubilarin ein gemeinsames Buch veröffentlicht: Hessky,

Regina; Ettinger, Stefan: Deutsche Redewendungen. Ein Wörter- und Übungsbuch für Fortgeschrittene. Tübingen: Gunter Narr, 1977.) Ettinger macht uns in seinem Aufsatz exemplarisch vor, wie lexikographische Arbeit funktionieren soll. Der Untertitel – „Phraseographie und Sprachwirklichkeit“ – soll dabei als Motto verstanden werden, denn der Lexikograph soll immer von den aktuellen Verwendungsweisen des Phraseologismus ausgehen, um eventuelle semantische Veränderungen im Wörterbuch festzuhalten. Wie das nun geschehen kann, zeigt uns Ettinger an zwei ausgewählten Redewendungen, wobei der „tatsächliche Gebrauch“ durch authentische Belege erschlossen wird. Erstens wird anhand des Phraseologismus *passen wie die Faust aufs Auge* aufgezeigt, dass eine „seriöse phraseographische Behandlung“ auf die Frequenzanalyse nicht verzichten darf. Aus den authentischen Belegen geht nämlich eindeutig hervor, dass in der heutigen Sprachverwendung nicht die Bedeutung ‚überhaupt nicht passen‘, sondern im Gegenteil, die Bedeutung ‚sehr gut, ganz genau passen‘ dominiert, wobei allerdings Divergenzen nach Sprechergruppen und Textsorten festzustellen sind. Im Zusammenhang mit dem Phraseologismus im Titel („Zeig Pelz die kalte Schulter“) wird erschlossen, dass die ursprüngliche klassematische Beschränkung auf Personen nicht mehr gilt. Die Redewendung drückt heute eher eine ablehnende Haltung Abstrakta und Konkreta gegenüber aus. Schließlich betont Ettinger, dass die Suchmaschinen im Internet (z. B.

www.google.de) nur dann die aktuellen Bedeutungen der Redewendungen erkennen lassen, wenn man bei ihrer Erfassung bestimmte Parameter, d.h. genaue Bearbeitungskriterien anwendet, wie er das in seinem Aufsatz eben bewiesen hat.

Sehr geglückt finde ich die Entscheidung der Herausgeberinnen, dass sie den Aufsatz von *Ilona Feld-Knapp* am Ende des Bandes platziert haben: Der Aufsatz („Wörterbucharbeit als integrierter Bestandteil des textorientierten Fremdsprachenunterrichts“) gibt nämlich ein hervorragendes Beispiel dafür, wie Theorie und Praxis kompetent zu verbinden sind, genauer: Wie die theoretischen Erkenntnisse die Unterrichtstätigkeit befruchten können. Die Verfasserin geht von der Tatsache aus, dass der institutionalisierte Fremdsprachenunterricht – den neuen Anforderungen unserer Informations- und Wissensgesellschaft gemäß – umgestaltet werden muss, wobei der Lernerautonomie (man denke an das „lebenslange Lernen“) und somit auch der Wörterbucharbeit eine besondere Relevanz zukommt. *Ilona Feld-Knapp* geht ausführlich darauf ein, wie die Textarbeit zur Erweiterung der Sprachkompetenz beiträgt, welche Lernziele dabei bezweckt werden, d. h. welche Kompetenzen dadurch gefördert werden und wie – sowohl ein- als auch zweisprachige – Wörterbücher lexikalische und semantische Schwierigkeiten bei der Erschließung und Internalisierung der Textinhalte lösen können. Bei der Wörterbucharbeit werden Strategien eingesetzt, die im Unterricht geschult werden sollen. Es wird im Beitrag

erörtert, auf welche Art und Weise Wörterbucharbeit und bewusstmachende Lernverfahren beim Umgang mit Texten zusammenhängen. Was die Rezensentin besonders hervorheben möchte: Es wird in diesem Aufsatz sogar an einem konkreten Text, nämlich an dem Grimm-Märchen „Sterntaler“ die Rolle der bewusstmachenden Verfahren bei der Texterschließung und der systematischen Wortschatzarbeit veranschaulicht. Die Arbeit am Text wird in drei Schritte segmentiert, und es wird exemplarisch aufgezeigt, in welchem Schritt die Wörterbucharbeit ihren Platz hat, konkreter: Welche Wörterbücher mit welchen Fragestellungen eingesetzt werden können. – Die Gedanken, die im Aufsatz formuliert worden sind, dürfen sowohl für Deutschlehrer als auch für Lexikographen vom Interesse sein.

Zum Schluss will sich die Rezensentin wieder damit rechtfertigen, dass es unmöglich ist, die insgesamt 27 Beiträge in diesem Rahmen vorzustellen. Das Ziel konnte deshalb nur sein, durch einige ausgewählte Aufsätze die Vielfalt der Thematik darzustellen, die nicht nur diesen Jubiläumsband, sondern auch die wissenschaftliche Forschungstätigkeit der Jubilarin charakterisiert. Die Aufsätze des Bandes präsentieren aktuelle Forschungsergebnisse, zeigen neue Richtungen an, enthalten Anregungen zur weiteren Forschung. Daher ist der Band jedem Sprachwissenschaftler zu empfehlen, der sich mit Themen im Bereich der lexikalischen Semantik, der Phraseologie oder der Lexikographie beschäftigt.

Erzsébet Forgács (Szeged)

Breuer, Dieter; Tüskés, Gábor (Hg.): Das Ungarnbild in der deutschen Literatur der frühen Neuzeit. *Der Ungarische oder Dacianische Simplicissimus* im Kontext barocker Reiseerzählungen und Simpliziaden. Beihefte zu *Simpliciana*. In Verbindung mit dem Vorstand der Grimmelshausen-Gesellschaft hg. v. Dieter Breuer. Beiheft 1. Bern et al.: Peter Lang, 2005. 409 S.

Der Sammelband enthält die Beiträge des internationalen Kolloquiums, das vom 09.-13. Oktober 2002 in der Organisation des Instituts für Literaturwissenschaft der Ungarischen Akademie der Wissenschaften und des Germanistischen Instituts der RWTH Aachen in enger Verbindung mit der Grimmelshausen-Gesellschaft in Budapest stattfand. Das Budapester Kolloquium knüpft einerseits an die Bestrebungen der Grimmelshausen-Gesellschaft an, die sich u.a. zum Ziel gesetzt hat, die umfangreiche Wirkungsgeschichte der Werke von Hans Jacob Christoffel von Grimmelshausen zu erforschen, andererseits an ein interdisziplinäres ungarisch-deutsches Forschungsprojekt, dessen Gegenstand Georg Daniel Speers Roman *Ungarischer oder Dacianischer Simplicissimus* (1683) und sein mediengeschichtlicher und imagologischer Kontext bildeten.

Der Band gliedert sich in drei Teile: Im ersten Abschnitt werden Ungarnbilder der frühen Neuzeit thematisiert (sechs Beiträge). Der zweite umfangreichere Abschnitt (zehn Beiträge) behandelt Fragen der Gattungstraditionen, Stoffe und des Stils in Bezug auf den *Ungarischen oder Dacianischen Simplicissimus*. Der dritte Abschnitt mit zwei Beiträgen bietet einen Aus-

blick auf moderne Adaptationen in Literatur und Film.

Der Sammelband setzt mit einer informativen Übersicht von den Herausgebern zu allen drei vorgenannten Themenbereichen ein und kann als Diskussionsgrundlage aufgefasst werden.

Italo Michele Battafarano setzt sich mit den in italienischen und deutschen (Reise)beschreibungen/-berichten vermittelten Ungarn-Bildern auseinander, wobei er auf die Verwendung von Moralkategorien ohne kritische Selbstreflexion bei der Beurteilung von Land und Leuten durch die „Berichterstatter“ schlussfolgert. Schließlich stellt *Battafarano* dem „berichteten“ Ungarn das „erzählte“ Ungarn mit Abschnitten aus Grimmelshausens *Simplicissimus Teutsch* und Speers *Ungarischer oder Dacianischer Simplicissimus* als Kontrast gegenüber und zeigt die kritische Position beider *Simplicissimus*-Autoren auf. *S. Katalin Németh* stellt die Problematik „Fiktionalität und Realität in den deutschen Ungarnbeschreibungen des 17. Jahrhundert“ reichhaltig dar, indem sie grundlegende Forschungsprobleme skizzierend – wie z.B. die Rolle der Erschließung von Reisezielen, Ursachen des Mangels an Beschreibungen von ungarischen Sehenswürdigkeiten in den Berichten, Gattungsprobleme, Möglichkeiten der Katego-

risierung der Ungarnbeschreibungen – Charakterzüge der deutschen Reiseliteratur in Bezug auf Ungarn thematisiert. Am Ende weist sie verschiedene Rezeptionsvorgänge von Ungarnbeschreibungen des 17. Jahrhunderts exemplarisch nach und stellt damit neue Reflexionen über die Quellenlage des *Ungarischen Simplicissimus* an. *Zsuzsanna Nádor* legt den Schwerpunkt ihrer Ausführungen – mit einem Ausblick auf die Problematik „Exotik und Peripherie“, auf die Aspekte der öffentlichen Meinungsbildung in den Niederlanden des 16. Jahrhunderts – auf den Vergleich des Ungarnbildes von drei niederländischen Reisebeschreibungen der Jahre 1649, 1666 und 1696 aus drei verschiedenen Gattungen der Reiseliteratur mit dem Ungarnbild des *Ungarischen Simplicissimus*. Die Klärung der Frage des Quellenkorpus sowie der Problematik der Topoi hätten jedoch eine ausführlichere Behandlung verdient. *András F. Balogh* unternimmt den Versuch, die Nachwirkung von Motiven und Topoi der älteren deutschen Literatur im *Ungarischen Simplicissimus* nachzuweisen. Den von den Humanisten geprägten Topoi über die geistigen Tugenden der Ungarn geht *István Bitskey* nach und untersucht in einem reichhaltigen Aufsatz, inwieweit sich diese Topoi neben den Topoi über die militärischen Tugenden der Ungarn durch meinungsbildende Texte sowohl ungarischer als auch ausländischer Autoren behaupten konnten. *György Rózsa* skizziert Probleme der Forschung über das Ungarnbild der Druckgraphik des 17. Jahrhunderts.

Im zweiten Teil des Bandes setzt

sich *Rosmarie Zeller* zum Ziel, den *Ungarischen Simplicissimus* in der Perspektive des Reiseberichts zu untersuchen und dabei Gattungsmuster (Schelmenroman und Reisebericht) und Beglaubigungsstrategien nachzuweisen. *Peter Heßelmann* stellt den *Ungarischen Simplicissimus* in den Kontext der sog. Simpliziaden und erläutert v.a. anhand J. G. Schielens *Deß Frantzösischen Kriegs-Simplicissimi Hoch-verwunderlicher Lebens-Lauff* (1682/83) die mediengeschichtlichen Bezüge des 17. Jahrhunderts. Durch die Analyse von Schilderungen „absonderlicher und darum befremdender Begebenheiten“ (S. 183) zeigt *Friedrich Gaede* Differenzen in den Grundpositionen der Autoren im *Simplicissimus Teutsch* und im *Ungarischen Simplicissimus* auf. *Dieter Breuer* zieht bei der Untersuchung der Darstellungsweisen des Hochgebirges mentalitätsgeschichtliche Aspekte in Betracht und resümiert, dass Speer sowohl die theologische und die medizinische als auch die naturwissenschaftliche Perspektive nebeneinander stellt und zugleich beide problematisiert. *Nóra G. Etényi* befasst sich mit den Fragen der Chronologie, der Religion, der Staatstheorie in Bezug auf Ungarn im *Ungarischen Simplicissimus* und behandelt Ungarnberichte und Merkmale des negativen Ungarnbildes im Kontext der europäischen Öffentlichkeit. *Péter Lőkös* fasst die bisherigen Forschungsergebnisse über die Fragestellung „Literarische Anlehnung oder biographische Authentizität“ der Darstellung der ungarischen Volksbräuche im *Ungarischen Simplicissimus* zusam-

men und skizziert die Aufgaben der weiteren Quellenforschung. Die Möglichkeiten der Auslegung des *Ungarischen Simplicissimus* als allegorische Erzählung exemplifiziert *Klaus Haberkamm* am „Poß“ (X. Kapitel) mit einem Ausblick auf Grimmelshausen. In einem komplexen Beitrag legt *Szabolcs Oláh* v.a. die vielfältige Gestaltung der Erzählerrolle im *Ungarischen Simplicissimus* und ihre potenziellen Funktionen dar. *Thomas Strässle* expliziert Formen und Funktionen des Musikalischen bei Grimmelshausen und bei Speer und erschließt dabei grundlegende Unterschiede, während sich *Zoltán Falvy* mit den im *Musicalisch-Türkischen Eulen-Spiegel* von Speer abgedruckten ungarischen Tänzen und mit möglichen Zusammenhängen zwischen dem *Musicalisch-Türkischen Eulen-Spiegel* und dem *Ungarischen Simplicissimus* beschäftigt.

Im dritten Teil des Bandes werden moderne Adaptationen behandelt: *László Szórényi* spürt die simplizianische Literatur als Quelle für die Romanwelt von Mór Jókai auf und weist dabei auf die Desiderate der diesbezüglichen Forschung hin. *Gábor Tüskés* aber analysiert eingehend den 1978

entstandenen Film *Der Trompeter* von János Rózsa und István Kardos, in dem auf bestimmte Kapitel und Motive des *Ungarischen Simplicissimus* zurückgegriffen wurde.

Der Sammelband wird mit einer informativen Studie von *Éva Knapp* bzw. mit dem Katalog zur Kabinett-ausstellung („Das Ungarnbild in der deutschen Literatur der frühen Neuzeit“) in der Bibliothek der Loránd-Eötvös-Universität Budapest abgeschlossen, die im Kontext des Kolloquiums veranstaltet und nach den thematischen Abschnitten wie *Historica*, *Geographica*, *Politica* und *Literaria* gegliedert wurde.

Wie aus dem oben Gesagten hervorgeht, handelt es sich um einen facetten- und aspektreichen Sammelband, der trotz der drei schwerpunktmäßigen Themenbereiche sehr unterschiedliche Fragestellungen, Ansätze und Verfahrensweisen aufzeigt und dadurch innovative Perspektiven bietet. Nur die inkonsequente Benutzung der alten und neuen Rechtschreibung in manchen Aufsätzen kann störend wirken. Insgesamt ist dem Band eine breite Rezeption zu wünschen.

Tünde Radek (Budapest)

Buck, Theo: Celan schreibt an Jünger. Celan-Studien VII. Aachen: Rimbaud, 2005. 80 S.

Sensationen sind in der heutigen, intensiv erforschten Literatur eher eine Seltenheit geworden. Doppelt gilt dies, wenn man eine Sensation bei so anerkannten und renommierten Schrift-

stellern wie Paul Celan oder Ernst Jünger sucht. Einen solchen seltenen Fall konnten wir am 8. Januar 2005 erleben, als Tobias Wimbauer in der FAZ einen bisher unbekanntem, obwohl

im Ernst-Jünger-Archiv aufbewahrten Brief Paul Celans an Ernst Jünger veröffentlichte.

„Manch ein ‚Celanist‘ unter den Lesern der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* mag innerlich zusammgezuckt sein, im Feuilleton vom 8. Januar 2005 die Namen von Paul Celan und Ernst Jünger in persönlichen Zusammenhang gesetzt sehen zu müssen.“ (S. 5) So beginnt der berühmte Celan-Forscher Theo Buck seine Zusammenfassung über die Geschehnisse, Reaktionen und Interpretationen nach dem Artikel von Wimbauer im siebten Band der Celan-Studien. In dem besagten Brief bat Celan – nach Ermütigung durch seinen Freund Klaus Demus – Ernst Jünger um Hilfe, sein deutsches Erstlingswerk in irgendeinem deutschen Verlag unterzubringen. Die echte Sensation schlummert im literarischen Hintergrund der beiden Persönlichkeiten: Der Dichter aus der Bukowina, der seine ganze Familie in der Shoah verloren hat, bat den Romancier, der in den 20ern als der Nationalist *per se* galt, um Hilfe. Würde Theo Buck sich der üblichen Klischees bedienen, bliebe das Rätsel um dieses Bittschreiben Celans an Jünger – sogar mit dem Ausdruck „in Dankbarkeit und Verehrung“ unterzeichnet – unlösbar. Der Autor der Studie dringt aber bis an die Wurzeln vor und liefert eine einwandfreie Analyse der Hintergründe dieses Briefwechsels, wobei die Perspektive des Celan-Forschers bis zum Ende des Buches sehr charakteristisch bleibt.

Für Buck bleibt die Problematik der Sensation beziehungsweise des Skandals durch das gesamte Werk hin-

durch eine Grundfrage. Ihm gelingt es, die – für viele – unverständliche Tatsache des Briefes Celans an Jünger in eine verständliche Synthese zu integrieren. Er schildert die gesamte „Tortur“ um die deutsche Herausgabe der Schriften Celans, legt ausführlich das traurige Schicksal des Bandes *Der Sand aus den Urnen* dar, durchleuchtet, wie wichtig es für Celan war, seine Schriften in deutscher Sprache gedruckt zu sehen. „Lag es unter derartigen Umständen nicht nahe, sich an einen Mann wie Ernst Jünger zu wenden? Zu Recht sah man in dem einzelgängischen Provokateur eine geistige Autorität, einen weltläufigen, unabhängigen Autor mit denkbar weitem Horizont.“ (S. 17) Buck mildert also die Stärke der Sensation, indem er mit einer diachronen Analyse die Hintergründe des Schicksals Celans erklärt. Diese Analyse scheint den Tatsachen gerecht zu werden. Es stellt sich nur die Frage, ob ein Celan-Forscher – in diesem Falle Buck – je über Jünger ein ähnliches Bild ohne dieses aufgetauchte Schreiben entworfen hätte.

Im dritten Teil des Bandes versucht sich Buck an einer eigenen Interpretation des Celan-Briefes. Er weist die Zeichen der „Verwandtschaft“ und des „Gegensatzes“ zwischen Jünger und Celan in dem Brief nach, woraufhin eine Analyse des Kommentars Wimbauers und anderer Leserschriften erfolgt. Der Autor beurteilt den Kommentar des Briefentdeckers sehr kritisch, indem er viele Ungereimtheiten, gar Übertreibungen bei der Interpretation nachweist. Wimbauers Bezeichnung „Hilfe aus Wilflingen“ findet er

zu Recht übertrieben und bezweifelt, ob Jüngers Einfluss auf die Erscheinung von *Mohn und Gedächtnis* wirklich so hoch einzuschätzen sei, wie es Wimbauer vermutet. Er erwähnt nebenbei, dass das Einwirken Jüngers auf die Herausgabe des dichterischen Erstlingsbandes Celans auch früher schon – dies wird auch in einem Brief Schroers erwähnt – bekannt war. Wimbauers Kritik, dass die frühe Druckgeschichte Celans noch spärlich erforscht sei, widerlegt er mit einer langen Liste der zugehörigen Fachliteratur. Die Kritik des Briefentdeckers weisen auch zahlreiche andere Celan-Forscher (zum Beispiel Peter Goßens, Joachim Seng und Wolfgang Emmerich) zurück, diese Leserzuschriften werden von Buck einzeln angeführt und analysiert.

Zusammenfassend kann man über diese Leserzuschriften von Literaturwissenschaftlern behaupten, dass sie alle die Wichtigkeit der Entdeckung des neuen Celan-Briefes unterstreichen und diese sehr hoch einschätzen, indem sie Wimbauers Kritik an der unerforschten frühen Druckgeschichte zurückweisen und mehr oder minder seine übrigen Urteile und Vermutungen hinsichtlich der Rolle Jüngers bei der Erscheinung von *Mohn und Gedächtnis* kritisieren. Eine andere ewige Streitfrage wird auch in der Folge der Leserbriefe erwähnt, nämlich die Beurteilung des Antisemitismus von Ernst Jünger. Wolfgang Emmerich hält Jünger für keinen Antisemiten und erklärt damit das Zustandekommen des Celan'schen Briefes: „Celan wusste wohl zu unterscheiden zwischen Männern der politischen Rechten, die

keine Antisemiten waren (wie Jünger), und Nazis, ergo Antisemiten.“ (S. 34) Buck stellt in seiner Analyse in Frage, inwieweit Jünger frei von Antisemitismus war, er erwähnt hier als Beispiel den im Jahre 1930 erschienenen Zeitungsartikel *Über Nationalismus und Judenfrage*, den er fälschlicherweise mit dem Titel *Über Nationalismus und Judentum* anführt. Er konstatiert, dass man in dieser Frage nicht vorschnell sein soll, und spricht Jünger nicht von antisemitischem Gedankengut frei, wobei er auch anmerkt, dass Jünger kein „Rassist vom Schlage der Nazis“ (S. 34) gewesen ist.

Die Parallele Celan und Heidegger bzw. Celan und Jünger nimmt nun nach dem Celan-Jünger-Brief unverkennbare Züge an. Theo Buck widmet – zur Erschließung möglicher Analogien – der Beschreibung der Beziehung von Celan und Heidegger ein ganzes Kapitel. Diese lange Beschreibung ist aber unfreiwillig, denn die umstrittenste Leserzuschrift kam von Jean Bollack, der die schon lange einem Streit der Meinungen unterliegende Theorie über das Gedicht *Todtnauberg* aufstellte. Er behauptet nämlich, dass diese Dichtung eine Verurteilung von Heidegger und allgemein von ganz Deutschland sei. Die These Bollacks, wonach das Gedicht „eine gegen Heidegger wie überhaupt gegen das deutsche Verdrängen gerichtete prinzipielle Anklage“ sei und Celan von Heidegger keine Entschuldigung erwarte, er wolle ihn nur provozieren und ihm die „Wahrheit dieses Ortes“ aufzwingen, ist nach Bucks Beurteilung völlig falsch.

Bollack versucht auch in diesem

Fall eine ähnliche Stellungnahme durchzusetzen, indem er behauptet, dass der Brief nur eine reine Provokation sei und Celan überhaupt nicht um Jüngers Hilfe bitten wollte. Er versucht Spuren der „feinen Ironie“ in dem Brief nachzuweisen, er behauptet, dass keine Chance für Celan bestand, von Jünger Hilfe zu bekommen. Celan sieht – nach Bollack – in dem Brief bloß die einzige Möglichkeit, an Jüngers Belastung und Moral zu appellieren, um ihm seine zweifelhafte Vergangenheit vor Augen zu führen. Die Abschiedsformel Celans „in Dankbarkeit und Verehrung“ apostrophiert Bollack als Scherz, als eine bittere Pointe, die er nur ironisch meinen konnte.

Die „Auslöser“ des Streitiges, Tobias Wimbauer bzw. der Dresdener Germanist Ulrich Fröschle – der auch die Beziehung Celans zu Armin Mohler in die Debatte einführt – bezweifeln die Annahmen Bollacks und machen auch den eigentlichen Beweggrund dieser „Entstellungen“ aus: „Es kann wohl nicht sein, was nicht sein darf.“ (S. 49f.) Buck zeigt sich mit der oben angeführten Meinung der Bollack-Gegner einverstanden, macht diesen sogar für die vollkommene Verfälschung des Briefes verantwortlich.

Die ganze Debatte und die rege Diskussion um den Brief zeigen, wie statisch die Reflexionen, wie statisch auch die Wissenschaft sein können. Denkkategorien, Schemen, Muster beeinflussen sie Tag für Tag. Paul Celan überschritt die Grenzen literarischer

Kreise und ideologischer Bünde, er unterhielt auch Kontakte zu Martin Heidegger, Amin Mohler oder, wie der besagte Brief zeigt, auch zu Ernst Jünger. Paul Celan urteilte nach dem geistigen und künstlerischen Wert des Menschen. In der oben skizzierten Debatte, die Theo Buck so meisterhaft beschreibt, liegt auch die Gefahr, die Wirklichkeit nicht annehmen zu wollen und zu können.

Theo Buck ist aber ein Wissenschaftler, der das Erbe eines Paul Celans angetreten und verstanden hat. Er klärt die Linien und ordnet die Vergangenheit, dies tut er mit einem unbestrittenen theoretischen Hintergrund, der zeigt, wie die Wissenschaft und die Theorie lebensnah in einer gestaltenden Funktion auftreten können. Die Celan- und Jünger-Forschung werden durch diesen Brief darauf aufmerksam gemacht, dass die ideologischen Kreise auch in der Wissenschaft überbrückt werden können und müssen. Theo Buck hat in dem Buch – in diesem Sinne – sein Urteil getroffen: „Der noch Unbekannte wandte sich an den international berühmten Autor, zu dem ihm der Freund Klaus Demus einen vielversprechenden Zugang vermittelt hatte. Er tat das sicher in der festen Überzeugung, dass Jünger außerhalb der unter der Nazidiktatur kollektiv verwirklichten Unmenschlichkeit anzusiedeln sei. Das ist der ebenso einfache wie plausible Sachverhalt, der hier zur Debatte steht.“ (S. 47)

Zoltán Szalai (Budapest)

**Eichinger, Ludwig, M.; Kallmeyer, Werner (Hg.):
Standardvariation. Wie viel Variation verträgt die deutsche
Sprache? Berlin, New York: de Gruyter, 2005 (Institut für deutsche
Sprache Jahrbuch 2004). 381 S.**

Der vorliegende Band ist die Sammlung der Vorträge der 40. Jahrestagung des Instituts für Deutsche Sprache, die vom 9.-11. März 2004 in Mannheim stattgefunden hat. Die Tagung stand unter dem Motto „Wie viel Variation verträgt die deutsche Sprache?“, das zugleich als Untertitel dieses ansehnlichen, 380 Seiten starken, siebzehn Beiträge umfassenden, Bandes von den beiden Herausgebern, Ludwig Eichinger und Werner Kallmeyer (beide IDS), gewählt wurde.

Der Band gewährt einen Überblick über aktuelle Forschungsparadigmen in der deutschen Sprachwissenschaft, der Soziolinguistik und in der Dialektologie zu Fragen des Standards und der Variation im Deutschen und spricht somit aus einem kontrastierenden wie komplementären Standpunkt Forscher aus dem In- und Ausland, aber auch Hochschullehrer und sogar Deutschlehrer auf dem Sprachgebiet und außerhalb des Sprachgebiets an.

Der provokativ anmutende Titel lässt vermuten, dass der Leser vor eine äußerst interessante, sogar kontroverse Frage gestellt wird: Mit dem Erstglied ‚Standard‘ wird nämlich etwas Einheitliches und Vorgegebenes, Nicht-Veränderliches verbunden, wohingegen das Zweitglied des Kompositums ‚Variation‘ eben das Gegenteil, nämlich Dynamik, Bewegung und Veränderbarkeit suggeriert.

Die These, die der 40. Jahrestagung zugrunde lag, ist in Fachkreisen seit geraumer Zeit bekannt: Es gibt keine völlig einheitliche Sprache und die deutsche Sprache zählt zudem den variationsreichsten europäischen Sprachen.

Die deutsche Sprache ist in einem langen historischen Prozess durch das Einwirken und Zusammenspiel verschiedener regionaler und sozialen Varietäten entstanden und durch die Prozesse der Standardisierung stabilisiert und später verbreitet worden. In unserer Zeit könnte man kaum Sprechergruppen im deutschen Sprachgebiet finden, die die Standardsprache nicht kennen würden: Sie ist nämlich Mittel und gleichzeitig Ziel des Sprachlernens und der Sprachpolitik, ihre Normen werden auf allen Stufen der institutionalisierten Bildung unterrichtet, durch die Schule und die Medien verbreitet und ihre Rolle ist heute größer denn je. Sie prägt nicht „nur beim Schreiben, sondern auch beim Sprechen den sprachlichen Alltag in weitaus höherem Ausmaß“. Auch der folgenden Aussage ist zuzustimmen: „Für viele Menschen ist die Standardsprache und ihre nahe verwandten Formen in den letzten Jahrzehnten weitaus natürlichere Mittel der Kommunikation geworden“, schreibt Ludwig Eichinger, einer der Herausgeber dieses Bandes, im Vorwort (S. VII).

Der Sprachgebrauch und damit im Zusammenhang die Sprachorientierung der Sprecher hat sich u.a. durch die Medien und die Globalisierung in unseren Tagen – im Vergleich zu früheren Zeiten – erheblich geändert. Während im ausgehenden 19. Jahrhundert der gepflegte gute Stil, die durch die Standardsprache vorgeschriebenen Normen und Formulierungsmuster ein hohes soziales Prestige seiner Sprecher vermittelten, zeigt man im Umgang mit der Sprache heute hinsichtlich der erlernten und bekannten ‚strikten Normen‘ eine viel größere Toleranz, ein Nachsehen bei einem Nicht-Einhalten der Normen.

Doch mit der erhöhten Verwendung der Standardform sind auch viele Fragen und Probleme verbunden. So stellt man sich die Frage, wie flexibel die Normen der Standardform im täglichen Sprachverkehr eigentlich sind bzw. sein können. Wie viel Variation kann zugelassen werden, wo muss/kann eine Grenze der Toleranz und der Akzeptanz der Abweichungen von der Norm in der geschriebenen und in der gesprochenen Sprache angesetzt werden? Welches sind die Grundpfeiler einer Sprachorientierung der Sprechergemeinschaften der Gegenwart?

Aus der Kommunikationspraxis des Alltags ist uns allen bekannt, dass unterschiedliche Kommunikationszwecke unterschiedliche sprachliche Realisierungen verlangen und diese sprachlichen Formen zeugen von einem hohen Grad der sprachlichen Variation. Gleichzeitig drängt sich die Frage auf, welche Breite der Variation im faktisch gebrauchten Standard zugelassen wird?

Welche Prozesse fördern die Lockerung der Verbindlichkeit von Standardnormen? Das sind Fragen, die die Sprachgermanistik der deutschsprachigen Länder aber auch die Öffentlichkeit in den letzten Jahren intensiv beschäftigt haben. Gleichzeitig werden diese Fragen auch aus der Außensicht, von Auslandsgermanisten gestellt, die die Diskrepanz zwischen einer erhöhten Varianz und einer verlässlichen Norm für ihren Unterricht ständig zu überbrücken haben.

Es ist schwierig, die breite Palette der Aspekte der Variation zu erörtern, die in den 17 inhalts- und umfangreichen, diverse Probleme ansprechenden Beiträgen dargestellt werden, die von konzeptuellen Annäherungen, über historische Aspekte bis zu verschiedenen Formen der sozialen Identität von Sprechergruppen der Gegenwart bzw. auch auf eine pädagogische Sicht aus der Auslandsgermanistik reichen. Im Folgenden kann nur auf einige Aspekte bzw. einige Beiträge – die besonders aus auslandsgermanistischer Sicht eine Relevanz haben – eingegangen werden, die verschiedene Antworten auf die oben gestellten Fragen zu geben versuchten. Andere Beiträge können aus Platzmangel hier nur erwähnt, jedoch nicht besprochen werden.

Im ersten Beitrag von *Heinrich Löffler* geht es zunächst um eine Begriffsklärung des Standards und der damit zusammenhängenden und verwandten Begriffe bzw. deren Nutzbarkeit für die gegenwärtige Sprachbeschreibung. Ausgehend von der traditionellen Dreiteilung von Standard –

Umgangssprache – Dialekt bis hin zum Kontinuum von Standard – Substandard – Nonstandard führt Löffler sehr anschaulich den komplexen Charakter der vielfältigen, einander oft überlappenden Kategorien dieser Formen vor Augen, die in der einschlägigen Forschungsliteratur von verschiedenen Autoren vorgelegt wurden. Gleichzeitig betont er auch, dass die vorgenommenen Abgrenzungen „immer unscharf (bleiben) und erschienen manchmal geradezu beliebig.“ (S. 18)

Vor dem Hintergrund sich ständig ändernder linguistischer und sozialer Sprachgebrauchsbedingungen ist es verständlich, dass bei der Binnengliederung des Deutschen mit keinen stabilen, klar abgrenzbaren Definitionen zu rechnen ist. Der Autor behauptet mit etwas Ironie dabei, dass „alle Einteilungsvorschläge und so genannte Definitionen zur Binnengliederung des Deutschen Kunstprodukte [sind] ... Datengrundlage ist dabei die eigene Spracherfahrung, die Introspektion, ausnahmsweise sind es gezielte Beobachtung an Texten und ganz selten sind es empirische Großversuche, die sich dem ‚Datensalat‘ der Sprachwirklichkeit aussetzen“ (S. 25). Anstelle eines präskriptiven Dogmatismus bei der Klärung dieser Definitionen plädiert Löffler für eine pragmatische Annäherung zur Variation innerhalb des Standards.

Ulrich Ammon fokussiert in seinem Beitrag – auf der Grundlage einer regionalen Variation des Standarddeutschen (national, subnational) – auf die oft vernachlässigte Frage des Verhältnisses zwischen dem Standard und

der Norm, bzw. der Autorität und der Legitimation. Er erörtert die vier normsetzenden Instanzen – das erste Mal bereits 1995 der wissenschaftlichen Öffentlichkeit vom Autor dargelegt –, die eine wichtige standardisierende Funktion haben: die Modellsprecher, die Sprachkodexe, die Normautoritäten und die Sprachexperten. Insbesondere für die Auslandsgermanistik und den DaF-Bereich ist eine Diskussion dieser Instanzen bzw. die Legitimation der Normen vonnöten, um die Normfrage im Sprachunterricht und in der Sprachvermittlung in den nicht-deutschsprachigen Ländern besser in den Griff zu bekommen.

Den beiden, eine Makroperspektive thematisierenden Beiträgen folgend, wendet sich der nächste Beitrag von *Susanne Günthner* einem Fallbeispiel für die Grammatikalisierungs- und Pragmatikalisierungserscheinungen zu, exemplarisch dargestellt anhand der subordinierend zu verwendenden Konzessiva „obwohl“ und „wobei“ (als Diskurspartikel) im heute gesprochenen Deutsch. Die empirischen Analysen dieser Konjunktionen konfrontieren uns mit sprachtheoretischen Fragen (Form-Funktion-Korrespondenzen) genauso wie mit praxisbezogenen Fragen, z.B. in wie weit diese Formen im Sprachalltag Oberhand gewinnen werden und auch wie diese grammatischen Erscheinungen im Deutschunterricht – auch im Deutsch als Fremdsprache-Unterricht – gehandhabt werden sollen.

Unter dem Titel „Standardisierung des Deutschen. Ansichten aus der neueren Sprachgeschichte ‚von unten‘“

zeigt *Stefan Elspaß* anhand der Analyse sprachhistorischer Belege aus dem 19. Jahrhundert, dass bestimmte dort auftretende sprachliche Phänomene auch heute in der gesprochenen Sprache, als sprachliche Regionalismen, auftauchen. Er plädiert für eine ‚Sprachgeschichte von unten‘, in der nicht nur der Sprachgebrauch der gebildeten Bürgerschicht, sondern u.a. auch schriftliche Zeugnisse breiter Bevölkerungsschichten mehr berücksichtigt werden sollten.

Regionale Aspekte der Standardsprache stehen im Vordergrund der beiden folgenden Beiträge: *Helmut Spiekermann* zeigt anhand empirischer Untersuchungen zur regionalen Standardvarietät in Südwestdeutschland (Daten aus den Städten Freiburg, Stuttgart und Heidelberg) variationsreiche Formen in der gesprochenen Sprache, die nicht der kodifizierten Standardsprache angehören, sondern auf regionalsprachliche und alltagsprachliche Einflüsse zurückgehen. Durch den Vergleich des 40 Jahre alten Pfeffer-Korpus und eines in 2001–2003 aufgenommenen Korpus im Südwesten Deutschlands kann nachgewiesen werden, dass es gerade die alltagsprachlichen Merkmale sind, die eine dauerhafte Veränderung im gesprochenen Standard bewirken.

Nina Berends Aufsatz „Regionale Gebrauchsstandards – Gibt es sie und wie kann man sie beschreiben“ stellt auf der Basis des König-Korpus gesprochensprachliche Phänomene vor, aufgrund deren vier Areale des regionalen Gebrauchsstandards aufgestellt werden: ein norddeutscher, ein

mitteldeutscher, ein südost- und ein südwestdeutscher Gebrauchsstandard. In diesen vier Arealen werden die wichtigsten linguistischen Erscheinungen der Abweichungen von der ‚Standardnorm‘ summierend dargestellt. Wichtig ist für Berend auch die Frage, dass für das gesprochene Deutsch noch keine adäquate Beschreibung vorliegt und so z.B. in der Auslandsgermanistik viele Fragen hinsichtlich der Akzeptanz im gesprochenen Deutsch noch unbeantwortet sind.

Um Innovationen durch die neuen Kommunikationsformen und die Medien im Zeitalter der digitalen Revolution geht es in den nachfolgenden Aufsätzen.

Peter Schlobinski zeigt die Auswirkungen neuer Kommunikationstechnologien („die vermündlichte Schriftlichkeit“ durch Chat und SMS-Kommunikation) auf schriftsprachliche Konventionen- und formen der jungen Generationen, wobei Aspekte der Mündlichkeit und Schriftlichkeit und der dazwischen liegenden Kontinuumsformen, angesprochen werden.

„...und jetzt gehe ich chillen“ steht im Titel des Beitrags von *Jannis Androutsopoulos*, der der Frage nachgeht, wie sich lexikalische Innovationen aus der Jugendsprache verbreiten und welche bestimmende Rolle dabei den Massenmedien im lexikalischen Wandel zukommt. Er schließt u.a. mit den Gedanken, dass „sich die Standardsprache kontinuierlich erneuern muss, um den Anschluss an die gesprochene Alltagssprache nicht zu verlieren“ (S. 202). Grammatische Normfragen stehen im Mittelpunkt der Ausführun-

gen von *Richard Schrod*t, dargestellt anhand der Kongruenzregeln.

Ulrich Busse thematisiert die immer aktuelle Frage der lautlichen Integration der Anglizismen und geht der Frage nach, welche Rolle eine akzeptable normgerechte Aussprache von Anglizismen im öffentlichen Sprachgebrauch spielt. Dabei stellt er Mängel der Erscheinung an empirischen Belegen aus Wörterbüchern vor. Ebenfalls empirisch geht *Margret Selting* in ihrem Aufsatz vor, in dem es um die Variation auf der intonatorischen Ebene geht, dargestellt am Berlinischen.

Der Beitrag von *Jürgen Erich Schmidt* „Die deutsche Standardsprache: eine Varietät – drei Oralisierungsnormen“ stellt zunächst eine historische Perspektive in den Vordergrund, nämlich die Entwicklung der gesprochenen Sprache auf dem deutschen Sprachgebiet und behandelt die Frage, wo die linguistische Grenze der Standardsprache anzusetzen ist. Des weiteren wird über eine empirische Untersuchung (Marburger Arbeiten) berichtet, wie die in den entsprechenden Sprachaufnahmen beobachteten Regionalismen durch Hörerbeurteilung eingestuft wurden: In wie weit werden Abweichungen von der kodifizierten Norm von ungeschulten Sprechern akzeptiert? Hierbei wird zwischen einer literalen Norm (für die Bereiche Orthographie, Syntax, Morphologie) und mehreren Oralisierungsnormen (mit wechselndem Prestige und unterschiedlichen kommunikativen Geltungsbereichen) unterschieden (vgl. S. 299).

In einem nächsten Bund von Auf-

sätzen kommt die Außensicht in den Vordergrund: Auslandsgermanisten geben eine Bestandaufnahme über die Beschaffenheit der deutschen Standardvarietät, deren gesprochenen und geschriebenen Varietät in ihrem Land bzw. über das Verhältnis von Standard und Variation. *Peter Bassola* aus Ungarn, *Stephen Barbour* aus Großbritannien und *Marisa Siguan* aus Spanien zeigen uns anhand von konkreten Beispielen die Eigenheiten des Deutschen in ihrem Land.

Der Band schließt mit den Beiträgen, die eine pragmatische Seite der Frage, die der Nutzbarkeit der Variation, ansprechen. *Matthias Wermke* von der Dudenredaktion stellt ganz konkrete und pragmatische Fragen in den Mittelpunkt seiner Erörterungen, nämlich die Frage der Prä- und Deskriptivität in der lexikographischen Praxis, die ein komplexes Problem darstellt: „Beim Wörterbuch kommt erschwerend hinzu, dass es im Falle von Varianz wegen der linearen Darstellung der enthaltenen Informationen in jedem Fall präskribierend wirkt oder als präskriptiv gelesen werden kann. Will man dieses Dilemma durch eine Trennung von Produktions- und Rezeptionswörterbuch lösen, wird eine Wörterbuchkultur vorausgesetzt, die es wenigstens in Deutschland derzeit noch nicht zu geben scheint.“ (S. 350)

Zu guter letzt thematisiert *Ludwig Eichinger* die Frage der Sprachkultur und die Veränderungen der normativen Erwartungen. Die Grundthese dabei ist, dass sich die deutsche Standardsprache in der Gegenwart weitgehend, in öffentlichen und gehobenen Situationen

des Alltags, durchgesetzt hat, und gerade durch diese vielseitige Nutzung ist eine Verschiebung der Norm eingetreten und damit im Zusammenhang auch eine Variation in großer Breite. Diese Variation verlangt bestimmte Konventionen grammatischer aber auch textueller Art, wie Textsortenerwartungen, soziale Stile, Normüberlagerungen von Text und Stil, doch mit dem Verlauf der Zeit muss auch der Veränderung dieser Konventionen Rechnung getragen werden.

Das IDS hat auch mit diesem Tagungsthema den Nagel auf den Kopf getroffen: Das Thema bietet eine ganze Reihe von weiterführenden Fragen und Gedanken, so fand es in Fachkreisen und auch in den Medien großes Interesse. Die in diesem Band thematisierten Themen können bei weitem nicht alle mit der Frage der Variation und des Standards zusammenhängenden Fragen abdecken, aber selbst

der Problemaufriss, die vielen empirischen Untersuchungen zum Thema stellen die Wichtigkeit und die Aktualität, gleichzeitig auch die Nicht-Abgeschlossenheit dieser Fragen, unter Beweis.

Die Beiträge des Jahrbuchs zeigen in ihrer Thematik wie in ihren Lösungsvorschlägen eine abwechslungsreiche Folge: Theoretische Fragestellungen wie auch sprachpraktische Aspekte und Untersuchungen finden in dieser Thematik ihren Platz.

Einige Beiträge des Jahrbuchs eignen sich gut als Einstiegslektüre zum Thema, die man auch gut im Unterricht in der Auslandsgermanistik einsetzen kann. Andere wiederum verlangen schon ein bestimmtes Vorwissen, grundlegende oder bereits vertiefte Hintergrundkenntnisse zum Verstehen der Ausführungen, sodass jeder auf seine Kosten kommt.

Elisabeth Knipf-Komlósi (Budapest)

Fata, Ildikó: Ungarisch-deutsches, deutsch-ungarisches Fachwörterbuch zur Rentenversicherung. Szeged: Grimm Kiadó, 2005. 144 S.

Noch ist die Lexikographie nicht verloren! – ist der erste Gedanke, wenn eine Zielperson das Wörterbuch *Ungarisch-deutsches Fachwörterbuch zur Rentenversicherung* von Ildikó Fata, das vom Grimm Kiadó in Szeged herausgegeben wurde, in die Hand nimmt. Unter Zielperson wird der auch von der Verfasserin explizit definierte Benutzer – ein Dolmetscher oder Übersetzer –

verstanden, und die Gründe für den begeisterten Aufschrei im Auftakt sind allen potenziellen Lesern nur zu gut bekannt.

Die Lexikographie mit dem Sprachenpaar Deutsch und Ungarisch wurde in den vergangenen fünfzehn Jahren eher von Kriminalität und Schlamperei als von seriösen, wissenschaftlich fundierten Ansätzen geprägt. Was die

allgemeinsprachlichen Wörterbücher betrifft, konnte es vorkommen, dass ein 1901 und 1904 erschienenes Wörterbuch ohne irgendeine Einleitung, Erklärung oder sonstige Aufklärung ohne Weiteres auf den Markt kommen und für teures Geld verkauft werden durfte, wobei die Mehrheit der vermeintlichen Benutzer selten über profunde Kenntnisse über die Auswahlkriterien beim Kauf eines Wörterbuches verfügt. Dass das oben genannte Wörterbuch „Atomkraftwerk“ oder „Autobahn“ nicht lemmatisiert, dafür aber eine stattliche Anzahl unterschiedlicher Pferdeutschen, liegt auf der Hand. Immerhin findet man „Automobil“ als Repräsentanten modernsten technischen Fortschrittes. Bei Fachwörterbüchern war es auch nicht anders, obwohl die Adressaten dieses Wörterbuchtyps eher im Stande sind, zu entscheiden, ob die ins lexikographische Werk investierten Mittel gut aufgehoben oder lediglich zum Fenster herausgeworfen worden sind.

Obwohl sie mehrheitlich vorkommen, sind die schwarzen Schafe nicht die einzigen Vertreter ungarisch-deutscher, deutsch-ungarischer Lexikographie. In den neunziger Jahren sind auch ernste, mit wissenschaftlicher Präzision und Sorgfalt angefertigte Arbeiten erschienen, die das Licht am Ende des Tunnels erkennen lassen. In diese Reihe gehört auch das an dieser Stelle zu besprechende Wörterbuch von Ildikó Fata. Die Ernsthaftigkeit der Arbeit gibt sich bereits in den ersten Kapiteln zu erkennen, denn am Anfang stehen Vorwort und Hinweise zur Benutzung des Wörterbuches in zwei

Sprachen, was dem Eingeweihten auf den ersten Blick verrät, dass nicht nur die ungarischsprachigen Benutzer angesprochen werden, was für die Traditionen im Falle des vorliegenden Sprachenpaares eher typisch ist. Eine Emanzipation des deutschsprachigen Benutzers also, was umso wichtiger erscheint, als die althergebrachte, aber nie laut artikulierte Losung, „wer lernt schon Ungarisch?“ auch in den Zeiten nach dem EU-Beitritt des Landes noch ziemlich verbreitet zu sein scheint. Dem ist aber nicht (mehr) so. Das Ungarische ist inzwischen eine der Amtssprachen der Europäischen Union geworden, womit es nicht mehr und nicht weniger wichtig ist als Englisch, Lettisch oder Maltesisch, und bekanntlich muss in dieser Organisation alles in alle Amtssprachen übersetzt werden. Es ist also keine Entschuldigung mehr, dass eine Sprache von „nur“ ca. 15 Millionen Menschen gesprochen wird. Wörterbücher mit Sprachenpaaren wie Deutsch und Ungarisch oder Spanisch und Litauisch dürfen in Zukunft nicht mehr einseitig orientiert sein. Das vorliegende Wörterbuch könnte in dieser Hinsicht auch als wegweisende Referenzarbeit gelten. Dieser Ansatz kommt auch in dem Umstand zur Geltung, dass das System der ungarischen Rentenversicherung „fast zur Gänze“ dargestellt wird, während die Darstellung des deutschen Systems – wohl aus Raumgründen – auf Arbeiter und Angestellte eingeschränkt bleiben musste. Hier wäre ein kurzer Hinweis auf mögliche Unterschiede in den Rentenversicherungssystemen anderer deutschsprachiger Länder gewiss nicht

überflüssig gewesen, wird ja die angesprochene Zielgruppe früher oder später mit Sicherheit auch mit österreichischen oder Schweizer Fachtexten konfrontiert.

Auf den ersten Blick ins Werk folgt die Lektüre der einleitenden Kapitel, in denen wichtige Informationen enthalten sind, wie die Rechtfertigung der zweisprachigen Spezialwörterbücher, einige Bemerkungen über den lexikographisch-wissenschaftlichen Ansatz und die Zielsetzungen bzw. Zielgruppen. Es ist immer vertrauensweckend, wenn ein Wörterbuch seine mögliche Zielgruppe definiert, denn die Erfahrung hat schon öfter gezeigt, dass die Zuverlässigkeit eines Wörterbuches in umgekehrtem Verhältnis zur Größe der Zielgruppe steht: je fachspezifischer das Thema, desto zuverlässiger das Wörterbuch, was auch nicht weiter verwundert, weil Fachleute Wörterbüchern gegenüber immer kritischer eingestellt sind als Otto Normalwörterbuchbenutzer. Ein *zweisprachiges enzyklopädisches Fachwörterbuch* wird das Wörterbuch von der Verfasserin genannt, mit vollem Recht, wie es sich beim spätem Studium der Arbeit herausstellen wird.

Ein Fachgebiet, wie das der Rentenversicherung kann in verschiedenen Ländern äußerst unterschiedlich sein, und im vorliegenden Fall ist es auch nicht anders. Daher ist der hier gewählte Ansatz, die Wörterbuchartikel nicht nur zu übersetzen, sondern diese auch mit zusätzlichen Informationen zu versehen wohl die einzige Möglichkeit, unterschiedliche Systeme transparent und transkodierbar zu machen.

Das Konzept der auf der Innenseite des Einbandes angebrachten Darstellung einiger Lemmata zeugt daher von hoher Benutzerfreundlichkeit.

Die am Ende des Wörterbuches eingefügten zweisprachigen Anhänge muten in der lexikographischen Praxis beinahe revolutionär an, da es (bis auf wenige, aber tatsächlich vorhandene Ausnahmen) in der Praxis nicht üblich ist, Paralleltexte in ein Wörterbuch aufzunehmen. Im Falle eines allgemeinsprachlichen Wörterbuches wäre eine Forderung dieser Art wohl etwas übertrieben, denn als Paralleltext ließe sich praktisch das gesamte Schrifttum einer Sprache definieren, aber bei Fachwörterbüchern ist es ein wenig anders. Die Paralleltexte im Anhang wirken auch beruhigend, denn so kann sich der Benutzer darauf verlassen, dass die ausgewählten 330 bzw. 382 Lemmata tatsächlich in Texten und nicht nur in älteren Wörterbüchern oder in der virtuellen Wirklichkeit belegt sind. Wären andere Fachlexikographen dem gleichen Prinzip gefolgt, würde heute in gewissen Rechtswörterbüchern z.B. bei „vádalku“ „Kronzeugenregelung“ und nicht etwas Irreführendes oder Generalisierendes stehen, von Beispielen wie „Kreisnotariat“ ganz zu schweigen.

Der Wörterbuchteil beginnt mit dem ungarisch-deutschen Verzeichnis und lässt auf den ersten Blick erkennen, dass tatsächlich nur Fachwörter lemmatisiert wurden, wobei auf eine theoretische Diskussion – was unter einem Fachwort zu verstehen ist – schon aus Raumgründen verzichtet werden musste. Auch in dieser Hinsicht bringt

das vorliegende Wörterbuch erfrischend Neues, denn in der ungarischen fachlexikographischen Praxis lässt sich das Phänomen nicht selten beobachten, dass in einem Fachwörterbuch auch Wörter der Allgemeinsprache verzeichnet werden, was ohne Zweifel zur Erhöhung der Zahl der Lemmata und somit wohl auch zu besseren Absatzchancen führt, sich dennoch störend auswirken kann. Die Makrostruktur ist vorwiegend strengalphabetisch geordnet, wobei jedes Lemma eine Nummer bekommt, was die Orientierung im Wörterbuch wesentlich erleichtert. Sollte in der Mikrostruktur lediglich ein Äquivalent oder eine Paraphrase stehen, wird der Benutzer auf die thematische Gruppe hingewiesen, in der das betreffende Lemma vorkommen kann:

„12. **átruház** übertragen
→ nyugdíjjogosultság“

Die optische Handhabung der Lemmata, der Äquivalente und der Hinweise macht eine schnelle Orientierung möglich, indem die ausgangssprachlichen Lemmata fett, die Äquivalente normal und die weiterführenden Hinweise halbfett gedruckt werden. Falls eine Bedeutungsangabe mit Erklärungen oder Textbeispielen ergänzt wird, heben sich diese optisch ebenfalls ab. Diese Ergänzungen sind teils Bemerkungen der Verfasser, teils Zitate aus Fach- bzw. Paralleltexten, die in der deutschen Übersetzung angeboten werden:

„94. **jogalap nélkül felvett nyugellátás** unberechtigt entgegengenommene Rentenleistung <f>: (...) ◇ Es gehört zu den Pflichten des Kassen-

mitgliedes, dass es die unberechtigt entgegengenommene Rentenleistung bzw. deren Zinsen der Kasse fristgemäß und restlos zurückzahlt (www.tring.hu/jogasz)“

Auf den ungarisch-deutschen Teil folgen 16 Anhänge – im ungarischen Original und in der deutschen Übersetzung –, die das System der ungarischen Rentenversicherung erläutern. Es handelt sich um Texte über die Struktur, Finanzierung, Reformen usw. des Systems und aktuelle Zahlen, die dem nichtungarischen Fachmann von großer Hilfe sein können.

Der ungarisch-deutsche Teil wird von einem alphabetisch angeordneten deutschen Wortregister abgeschlossen, in dem hinter jedem deutschen Stichwort die Nummer des ausgangssprachlichen ungarischen Lemmas steht, was ein schnelles Identifizieren der deutschen Äquivalente und eine schnelle Heranführung an das deutsche System (vgl. VII/21.) ermöglicht.

Mikro- und Makrostruktur des deutsch-ungarischen Teils sind identisch mit dem ersten Teil: der Benutzer bekommt die ergänzenden Informationen zu den einzelnen Lemmata in ungarischer Übersetzung, 16 Anhänge und ein ungarisches Wortregister sind ebenfalls vorhanden.

Das Wörterbuch verfügt auch über eine reiche Bibliographie über primäre und sekundäre Fachliteratur, die die weitere Arbeit mit dem Fachbereich erleichtern kann.

Zusammenfassend kann festgehalten werden, dass das *Ungarisch-deutsches, deutsch-ungarisches Fachwörterbuch zur Rentenversicherung*

von Ildikó Fata eine sorgfältig recherchierte, wissenschaftlich fundierte, aufwendig bearbeitete und vor allem eine benutzerfreundliche Arbeit ist, die bei ihrer Zielgruppe ohne Zweifel auf

positiven Widerhall stoßen wird. Möge dieses Wörterbuch eine Anregung für ähnliche Ansätze sein!

Ottó Korencsy (Budapest)

Földes, Csaba; Pongó, Stefan in Zusammenarbeit mit Hans-Werner Eroms und Hana Borsuková (Hg.): Sprachgermanistik in Ostmitteleuropa. Beiträge der Internationalen germanistischen Konferenz „Kontaktsprache Deutsch IV“ in Nitra, 19.-20. Oktober 2001. Wien: Edition Praesens; Veszprém: Universitätsverlag, 2002. 362 S.

Der vorliegende Band und seine Fortsetzung als zweiter Teil *Deutschdidaktik und germanistische Literaturwissenschaft in Ostmitteleuropa* sind das Ergebnis einer langjährigen erfolgreichen und fruchtbaren Zusammenarbeit zwischen den Universitäten Passau (Deutschland) und Nitra (Slowakei), in deren Rahmen seit 1997 fünf internationale Germanistik-Kongresse organisiert wurden (drei in Račkova dolina in der Hohen Tatra und zwei in Nitra). Die Organisatoren der ersten Tagungen waren Prof. Dr. Hans-Werner Eroms, Prof. Dr. Walter Seifert, Prof. Dr. Ludwig M. Eichinger aus Passau und Dr. Stefan Pongó aus Nitra. Später kamen als Mitveranstalter der Kongresse bzw. als Mitherausgeber der Sammelbände Doz. Dr. Hana Borsuková von der Landwirtschaftlichen Universität Nitra und erfreulicherweise auch Prof. Dr. Csaba Földes von der Universität Veszprém (Ungarn) hinzu. „Das ‚germanistische Dreieck‘ Nitra-Passau-Veszprém ist

durch vielfältige, vertiefte und freundschaftliche – man kann sagen: interkulturelle – Arbeitsbeziehungen gekennzeichnet, zu denen die langjährige Universitätspartnerschaft und die germanistische Institutspartnerschaft (GIP) zwischen Passau und Nitra wie auch die intensive Städtepartnerschaft Passau-Veszprém einen überaus günstigen Bezugsrahmen darstellen“, steht in der Einleitung des hier zu besprechenden Sammelbandes. Wie die Herausgeber des (eigentlich zweiteiligen) Bandes betonen, gab es auf der Tagung sehr viele TeilnehmerInnen, sodass eine Auswahl der Referate vorgenommen werden musste. Die Referate wurden thematisch gegliedert in zwei Bänden zusammengefasst: In dem einen Band liegen 26 Beiträge zur germanistischen und angewandten Linguistik vor, während der andere 6 Aufsätze zur Deutschdidaktik und 11 zur germanistischen Literaturwissenschaft vereint.

Im Vorwort der Herausgeber wird hervorgehoben: „Die Themen der

Beiträge decken ein breites Spektrum innerhalb der Germanistik ab und behandeln mannigfaltige Aspekte von Erforschung und Vermittlung der ‚Kontaktsprache Deutsch‘ im traditionell mehrsprachigen und kultursensiblen Kontakt- und Kulturraum (Ost-) Mitteleuropa“. Aus dem oben Zitierten geht hervor (und ich kann es bestätigen), dass hier eine wertvolle Sammlung aktueller Beiträge entstanden ist, die einen guten Einblick in laufende Forschungen der „Auslandsgermanistik“ bieten. Gerade darin liegt das größte Verdienst der Bände, nämlich dass sie die Probleme bei der Beschreibung des Deutschen (im weitesten Sinne) in überzeugender und argumentativer Weise herausarbeiten und mit manchen noch offenen Fragen zugleich den Weg für weitere Forschungen weisen. Deshalb sind sie unverzichtbar für alle, die in diesen Bereichen arbeiten oder auch nur an interdisziplinärer „Kohäsion“ (auf verschiedenen Gebieten) interessiert sind.

Es ist in dieser Besprechung leider nicht möglich, jeden Beitrag einzeln vorzustellen. Die Rezensentin fühlt sich in Verlegenheit, wenn sie entscheiden muss, welche der insgesamt 43 Beiträge sie nicht behandeln soll. Denn es ist für Sprachwissenschaftler eine gute Gelegenheit, sich mit einem breiten Spektrum von Fragestellungen auseinander zu setzen. Nicht zuletzt deshalb kann man dieses Buch nicht nur Linguisten, sondern auch Vermittlern der Sprache, Gestaltern von linguistischen Einführungen und Lehrmaterialien ausdrücklich empfehlen. Nun eine Auswahl von Aufsätzen, die die

Rezensentin am meisten angesprochen haben:

Im Beitrag von *Viera Chebenová* „Zur Distribution und Kombinationsmöglichkeiten der Konsonantenphoneme des Slowakischen und des Deutschen“ (S. 77-91) wird der Versuch unternommen, zum Problem der Distribution und den Kombinationsmöglichkeiten von Konsonanten des Deutschen und des Slowakischen Stellung zu nehmen. Man muss der Verfasserin bescheinigen, dass sie ihr Ziel voll und ganz erreicht hat. Die Arbeit zeugt von großem Fachwissen und methodologischem Können. Der Aufsatz ist klar gegliedert, Probleme werden gründlich diskutiert und es wird viel Literatur verarbeitet. Hervorgehoben wird, „dass alle Phoneme im Hinblick auf ihre Positionsmöglichkeiten beschränkt sind. Jedes Phonem hat seine positionellen Grenzen, so dass der Distributionsbereich ein deutliches Charakteristikum eines jeden Phonems bildet“ (S. 77). Kompakt und überzeugend werden die Ergebnisse der bis jetzt durchgeführten Sprachvergleiche auf phonologischer Ebene dargelegt und tabellarisch das Vorkommen der slowakischen und deutschen Konsonanten in allen Positionen dokumentiert.

Einen anregenden und bedeutenden Beitrag zur Forschung der „Denglisch-Welle“ in Deutschland stellt der Aufsatz von *Hans-Werner Eroms* „Die Bewertung der Anglizismen im Deutschen“ dar (S. 119-131). Nach langer Zeit liegt nun ein Artikel vor, der die Anglizismen im Deutschen nicht kategorisch ablehnt, dafür aber

eine kompetente linguistische Analyse des Problems anbietet. Es gelang dem Verfasser in hervorragender Weise – unter Heranziehung der Fachliteratur – in den Themenschwerpunkt einzuführen (etwa anhand der Erweiterung von Wortfeldern durch Anglizismen) und die Probleme der Hegemonie von Anglizismen vom wissenschaftlichen Standpunkt aus zu erörtern. Im Einzelnen wird eingegangen z.B. auf einige Anglizismen-Wörterbücher und auf den übertriebenen Fremdwortgebrauch. Wichtig war es aufzuzeigen, dass die englischen Wörter „keine Gefährdung des Gesamtbestandes des Deutschen sind“ (S. 128). Insgesamt lässt sich feststellen, dass mit dem Artikel von Hans-Werner Eroms ein höchst aktuelles Thema gewählt und problematisiert worden ist, das noch viele Fragen offen lässt und in kontroverser Weise diskutiert.

Mit seiner sprachwissenschaftlichen Studie „Anmerkungen zur Kontrastiven Phonetik Slowakisch-Deutsch“ (S. 159-167) ist *Hans Grassegger* ein bedeutender Beitrag innerhalb der kontrastiven Linguistik gelungen, sowohl was inhaltlichen Reichtum und die Tiefe der theoretischen Teile betrifft, als auch im Hinblick auf den praktischen Gebrauch des Vokalismus. Die Arbeit ist spannend aufgebaut: Bereits nach den ersten Zeilen hat der interessierte Leser den Wunsch, mehr über das Thema zu erfahren. Hier liegt eine Studie vor, die mit einer breiten empirischen Basis und konkreten Resultaten aufwarten kann und somit die bisher vorliegenden Studien zum Thema „Deutsch-Slowakisch aus kontrastiver

Sicht“ ergänzt; ein komplettes Werk zu diesem Thema liegt bis jetzt nicht vor. Der Beitrag ist gleichzeitig auch anwendungsorientiert, indem er einige wichtige didaktische Schwerpunkte anmahnt (z.B. die Gehörschulung).

Der Beitrag von *Iveta Kontríková* „Die Komposition in der Terminologie des Wirtschaftsdeutschen im Vergleich mit dem Slowakischen“ (S. 189-198) widmet sich der Terminologiearbeit im multilingualen Spannungsfeld auf dem Gebiet des Wirtschaftsdeutschen und fragt z.B. danach, ob es überhaupt möglich ist, die linguistische Fachterminologie zu kontrastieren, zu übersetzen, wie man sie erkennen und definieren dann, welche Probleme beim Vergleich der deutschen und slowakischen wirtschaftlichen Fachtermini hinsichtlich der Form und der Wortbildung auftreten können. Im Einzelnen wird auf die spezifischen Formen der substantivischen Determinativkomposita und ihre slowakischen Äquivalente eingegangen.

Mit einigen Aspekten der frühneuhochdeutschen Syntax befasst sich *Ludmila Kretterová* in ihrem Beitrag „Adverbialsätze im Frühneuhochdeutschen“ (S. 199-204). Sie widmet sich der Untersuchung von Adverbialsätzen (vor allem Finalsätzen) aufgrund deutschsprachiger Texte aus der Mittelslowakei des 15.-16. Jhs. Ein wichtiges Teilziel der Untersuchung ist die Ermittlung komplexer Sätze, in denen die Konjunktionen *dass* und *damit* vertreten sind. Im Hinblick auf die Untersuchung der Verwendungsmöglichkeiten dieser Konstruktionen ist das tatsächlich ein relevanter Punkt, wie

sich in den Ergebnissen zeigt. Die Untersuchungsergebnisse werden in Bezug auf diese Fragen präsentiert, sodass sich die Arbeit insgesamt als ein systematisch gegliedertes und logisches Gedankengebäude darstellt, das dank zahlreicher Exzerpte aus Originalhandschriften übersichtlicher wird.

„Zum Dolmetschen im Hochschulbereich“ (S. 236-242) heißt der Beitrag von *Taida Nováková*. Besondere Aufmerksamkeit wird in den einleitenden Kapiteln den zentralen Begriffen ‚Übersetzen und Dolmetschen‘ gewidmet, die nicht selten umstritten sind, wobei der Akzent auf das zu unterrichtende Dolmetschen im Hochschulbereich sowie auf die gesprochene Sprache gelegt wird. Die Verfasserin beschäftigt sich mit dem Problem ‚Dolmetschen im Hochschulbereich‘ allerdings nur theoretisch, ohne jegliche Einbeziehung von konkretem sprachlichem Material und liefert einen differenzierten Überblick über die Themenwahl der Texte vor allem für Studierende. Zum Schluss ihres Beitrages will die Verfasserin den Leser zum Nachdenken anregen, indem sie auf einige ausgewählte didaktische, psychologische und organisatorische Aspekte des Dolmetschens hinweist.

Ilpo Tapani Piirainen geht in seinem Aufsatz ‚Phraseologismen für ‚Tod und Sterben‘ im Deutschen und Slowakischen“ (S. 243-251) auf grundlegende Fragen seiner großen Umfrage in Deutschland ein, in der nach Phra-

seologismen im Wortfeld ‚sterben‘ gefragt wurde. Es werden anschließend ausgewählte Äquivalente und deren Strukturen in beiden Sprachen analysiert. Der Verfasser beleuchtet einige theoretische Forschungsansätze zur Beschreibung dieser Phraseologismen. Aus den interessanten Überlegungen und Untersuchungsergebnissen seien hier exemplarisch drei Probleme herausgegriffen, die für eine Weiterarbeit fruchtbar werden können: (1) Ersetzen die stereotypen und konventionellen (umgangssprachlichen) Ausdrücke völlig die genannten Wortgruppen (oder auch andere Tabuwörter) und den wirklichen Sinn der ursprünglichen Wörter und Wendungen? (2) Welche sind die neuen Phraseologismen für ‚Tod und Sterben‘ in der deutschen Umgangssprache, die nicht in kodifizierten Wörterbüchern belegt sind? (3) Welche Äquivalente gibt es für die erwähnten Wörter im Slowakischen und welche Probleme gibt es bei ihrer Verwendung überhaupt?

Und nun zum Fazit: Die Rezensentin möchte herausstellen, dass es sich unbedingt lohnt, den Sammelband zu lesen. Eine Stärke der Publikation liegt in dem breiten Spektrum aktueller Themenstellungen, sodass sich hier ein jeder, ob Lexikologe, Phonetiker, Grammatiker, Historiolinguist, Kommunikationswissenschaftler etc. etwas Relevantes und Informatives aus seinem Interessensgebiet findet.

Lívia Adamcová (Bratislava)

Földes, Csaba; Pongó, Stefan in Zusammenarbeit mit Hans-Werner Eroms und Hana Borsuková (Hg.): Deutschdidaktik und germanistische Literaturwissenschaft in Ostmitteleuropa. Beiträge der Internationalen germanistischen Konferenz „Kontaktsprache Deutsch IV“ in Nitra, 19.-20. Oktober 2001. Wien: Edition Praesens; Veszprém: Universitätsverlag, 2002. 183 S.

Das vorliegende Buch stellt den zweiten Band einer Tagungsdokumentation der Universitäten Nitra (Slowakei), Passau (Deutschland) und Veszprém (Ungarn) dar. Im ersten Band *Sprachgermanistik in Ostmitteleuropa* (hg. v. Csaba Földes und Stefan Pongó [et al.]. Wien: Ed. Praesens; Veszprém: Universitätsverlag, 2002) wurden ausgewählte Beiträgen aus den Disziplinen ‚allgemeine‘ und ‚germanistische Linguistik‘ untergebracht. In dem hier zu besprechenden zweiten Band wurden Beiträge aus den Bereichen ‚Deutschdidaktik‘ und ‚germanistische Literaturwissenschaft‘ versammelt.

Die Studien zur Didaktik beschäftigen sich mit Fragestellungen wie „geeignete Lehrmaterialien“, „Aspekte des Spracherwerbs“, „interkulturelle Sprachdidaktik“, „Kategorisierung der Fehler“ usw. Immer wieder geht es um theoretisch fundierte praktische Anliegen, so z.B. bei der Frage, wie der Fremdsprachenunterricht gelingt, wenn die Schreibkompetenz nicht gezielt gefördert wird. Die vorgelegten Beiträge liefern meiner Meinung nach einleuchtende Instruktionen für die konkreten Unterrichtssituationen, etwa im Hinblick auf Lerntheorien, auf Motivation und ihre Komponenten sowie auf die Rolle der Lyrik im Fremdsprachenunterricht. Das Ziel der

kommunikativen Didaktik, der die Aufsätze verpflichtet sind und deren relevante Vorgehensweisen hier übersichtlich dargeboten werden, liegt in der kommunikativen Kompetenz, die (auf der grammatischer Ebene) strukturelle Richtigkeit, (auf der sprechaktbezogenen Ebene) angemessene Redemittel und (auf der soziolinguistisch-pragmatischen Ebene) einen kontextuell passenden sprachlichen Rahmen sichert. Unter dem oben erwähnten Standpunkt erweitert sich heute das Forschungsgebiet der modernen Didaktik in erheblichem Maße.

Aus einer neuen Perspektive widmet sich *Beata Hockicková* in ihrem Beitrag „Neue Anforderungen an die Deutschlehrerausbildung in der Slowakei“ (S. 7-17) der universitären Lehrerausbildung und zwar im Hinblick auf die Vorbereitungen der Slowakei für den Beitritt zur Europäischen Union und auf die daraus resultierenden Aufgaben für die zukünftigen Deutschlehrer. Die Verfasserin geht davon aus, dass Strategien, Aktivitäten und Prozesse in den Fremdsprachenunterricht eingebunden werden sollten, um den genannten Anforderungen gerecht zu werden (z.B. kommunikative Sprachkompetenz, fachliche, didaktische und erziehungswissenschaftliche Ausbildung). Sie plädiert für einen innovativen

Einsatz der Didaktik im Unterricht, die sie als zentralen Punkt und Hauptargument für eine kreative Unterrichtsgestaltung sieht. Als Fazit unterstreicht die Autorin die Relevanz der Sprachdidaktik in der wissenschaftlich fundierten Ausbildung (eindeutig an den philosophischen und philologischen Fakultäten der slowakischen Universitäten, die u.a. auch Deutschlehrer ausbilden), indem sie schreibt: „Anhand des Curriculums wurde das Fach Methodik/Didaktik an den Deutschlehrausbildungsstätten aufgewertet. Im Falle seiner Absenz oder minimalen Vertretung ist ihm der notwendige, richtige und mit anderen Bereichen vergleichbare Status zuerkannt“ (S. 12). Im Mittelpunkt steht also die (nach wie vor) umstrittene Frage des Didaktik-Einsatzes in den Curricula der Germanistikausbildung und die „geflügelte Frage“: „Wie viel Didaktik braucht ein Mensch“ (sprich: ein Germanistikstudent)?

Die Problematik der Beschreibung, der Beseitigung von und des Umgangs mit Fehlern im Fremdsprachen- bzw. Deutschunterricht ist nicht neu. *Jana Korčáková* geht in ihrem Aufsatz „Über den Umgang mit Fehlern im Deutschunterricht“ (S. 17-23) auf grundlegende Fragen der Fehlertypologie bei tschechischen DaF-Lernern ein und umreißt (leider nur in groben Zügen) den Umgang mit ihnen. Sie weist zwar richtigerweise darauf hin, dass „im Prozess des Fremdsprachenlernens kein Fehler unkorrigiert bleiben soll“ (S. 19), die Wirklichkeit sieht aber oft anders aus. In ihren Untersuchungen beschränkt sich die Verfasserin auf

einen gastronomischen Text, der oft den ersten Kontakt zwischen dem Gast und dem unbekanntem Land anbahnt – die Speisekarte. Anhand dieses Textes, der nicht selten große Fehler in der Fremdsprache aufweist, macht sich der Gast oft das erste Bild und den ersten Eindruck vom Zielland. Für die Verfasserin sind solche Textsorten didaktisch wertvoll und sie gibt einige Tipps zur Arbeit mit (grammatische, orthographische, stilistische usw.) Fehlern solcher Art. Neben einer Vielzahl interessanter Ideen weist der Beitrag jedoch eine kleine Schwäche auf (nämlich im Titel), weil hier das Vorkommen möglicher mündlicher Fehler nur am Rande behandelt wird und die Komplexität der Fehler außer Acht gelassen wird. Das Thema könnte viel breiter konzipiert werden bzw. könnten einige Abschnitte (wie z.B. „Fehlerursachen“, „Fehlerkorrektur“) als selbstständige wissenschaftliche Studien ausführlicher behandelt werden. Das zentrale Thema birgt nämlich viel mehr Diskussionspunkte, als man sie dem kurzen Artikel entnehmen kann. So sind wir z.B. in der Praxis oft Zeugen dessen, dass sich manche Deutschlehrer gar nicht so gut im komplizierten Regelsystem des Deutschen orientieren bzw. manche in ihren Kenntnissen stagnieren (siehe z.B. die neuen orthoepischen oder orthographischen Normen). Von diesen Lehrern ist es wohl kaum zu erwarten (wenn sie selbst nicht ständig mit der lebendigen Sprache oder den neuesten Literaturquellen im Kontakt sind bzw. keine Ambitionen haben, sich weiter zu qualifizieren), dass sie als kompetente

Korrektoren für verschiedene Sprachen fungieren.

Im didaktischen Teil des Sammelbandes hat mich noch der anregende und wichtige Beitrag von *Tünde Szalai* „Zu offenen Formen der Förderung fremdsprachlicher Schreibkompetenz. Ein Plädoyer für das experimentelle Schreiben“ (S. 39-50) besonders angesprochen. Ausgehend von ihren früheren Arbeiten (die mir bekannt sind) postuliert und zeigt die Verfasserin auf, welchen Stellenwert die (experimentellen) Formen des Schreibens in der Schreibdidaktik haben, die das Erlernen des neuen graphematischen Systems und das Aneignen der Schreibkompetenz erleichtern und beschleunigen. Den Ausgangspunkt ihrer Forschung bilden die Ziele des experimentellen Schreibens, die wirklich beeindruckend und viel versprechend sind. Weiter führt die Studie aus, wie man die Motivierung, die Kreativität, das Sprachgefühl, die ästhetische Kompetenz usw. weiterentwickeln kann, mit dem Ziel, die Schreibkompetenz und den Umgang mit Texten bei Germanistikstudenten zu schulen, um im Fremdsprachenunterricht zu besseren und schnelleren Erfolgen zu gelangen. Beeindruckend ist weiterhin, dass trotz der Vielzahl von wesentlichen Fragen, die derzeit in der mündlichen und schriftlichen Kommunikationsforschung diskutiert werden, im Beitrag von Szalai diejenigen aufgegriffen werden, welche die höchste kommunikative Relevanz besitzen, z.B. die Förderung des Selbst- und Fremdverstehens.

Im Zentrum des literatur- bzw. kul-

turwissenschaftlichen Aufsatzes von *Filoméla Kopasz* „Karl der Große in deutschen Volkssagen“ (S. 98-109) steht die Analyse der Helden- und Volkssagen von Karl dem Großen. Die Verfasserin erörtert vor allem die Schwierigkeiten, die mit der Abgrenzung und Definition von Märchen, Volks- und Heldensagen verbunden sind, sodass sich die Frage ergibt, welches Genre den größten historischen Wert und Authentizität hat. Sie liefert interessante Fakten, Mythen nicht nur über Persönlichkeiten der deutschen Geschichte, sondern auch über Völker, die damals mit den Hauptpersonen der Sagen im Kontakt standen (z.B. Awaren, Slawen, Bayern, Langobarden). Aus der überaus interessanten Studie möchte ich drei Momente herausgreifen, die für mich neu waren, und zwar die Tatsache, dass der 72 n. Chr. heilig gesprochene Karl der Große u.a. Pate der Lehrer ist, dass sein Name in slawischen Sprachen als *král'* (slow.), *král* (tschech.), *król* (poln.) ‚König‘ weiterlebt und dass sprachwissenschaftliche Termini auch im Hinblick auf Sagen relevant sind, z.B. „binäre Opposition“ Gegenüberstellung in der Figurendarstellung. Bis jetzt habe ich diesen Begriff mit der Generativen Phonologie (Theorie von R. Jakobson) verbunden.

Ich glaube, es ist immer wichtig, in der Literaturwissenschaft nach einigen Jahrzehnten Bilanz zu ziehen, so wie es *Irena Šebestová* mit ihrem Beitrag „Zur Tendenzwende der Schweizer Literatur der 70er Jahre“ (S. 121-133) versucht. Im Einzelnen wird hier eingegangen auf die Weiterführung

des Literaturdiskurses von der Generation der jungen schweizerischen Autoren, in deren literarischem Schaffen die narrativen Texte dominierten (die Lyrik und das Drama blieben im Schatten der erzählenden Prosa, des Tagebuchs u.Ä.). Das Interesse der Autoren richtet sich auf neue Themen wie Kommunikationsprobleme in persönlichen und privaten Sphären und Entfremdung der modernen Gesellschaft von der Natur. Im Beitrag werden anhand einiger konkreter Werke (z.B. von G. Leutenegger, P. Nizon u.a.) die typischen Merkmale der Schweizer Literatur nach 1970 herausgearbeitet, wie Natürlichkeit, Innerlichkeit, Selbsterfahrung, Selbstrealisierung, Subjektivität u.a.

Nadežda Zemaníková liefert mit ihrem Beitrag „DDR-Literatur der neunziger Jahre. Ostdeutsche Literaturszene ein Jahrzehnt nach der Wende“ (S. 173-180) einen differenzierten Überblick über „das Anderssein der jüngsten Literatur aus dem Osten“ (S. 173) und versucht den „Gemütswandel“ in den 90er Jahren in beiden Teilen Deutschlands zu skizzieren. Die Verfasserin geht auf grundlegende Fragen und Spezifika der „Nach-Wende-Literatur“ ein und umreißt in knappen

Zügen die Suche nach einem Neubeginn, nach einer Neuorientierung der nachfolgenden Generation der ehemaligen DDR-Literatur. Sicher war es ein ebenso komplizierter Weg (man könnte behaupten: ein objektiv-subjektiver Schock nicht nur für die Literatur, sondern auch für alle Bürger) für Schriftsteller wie auch für Linguisten, Wissenschaftler, Lehrer etc., die plötzlich von heute auf morgen eine neue politische Realität offenbaren und widerspiegeln sollten, die in einer „binären Opposition“ zu den vorherigen offiziellen Deklarationen stand. In erster Linie ging es im Aufsatz um eine offene und freie Neubewertung der DDR-Literatur, um neue moralische, ethische, ästhetische Kategorien, die früher anders interpretiert wurden. Zum Schluss setzt sich die Verfasserin mit dem umstrittenen Begriff „Wende“ in der Literatur auseinander und ergänzt bzw. vertieft die von den deutschen Literaturwissenschaftlern entwickelten Konzepte.

Gesamtbewertung: Insgesamt ein lesenswerter und informativer Band, der zugleich in die Forschungswerkstatt ostmitteleuropäischer Germanisten Einblicke gewährt.

Lívia Adamcová (Bratislava)

Fuchs, Anne: Die Schmerzspuren der Geschichte. Zur Poetik der Erinnerung in W.G. Sebalds Prosa. Köln, Weimar, Wien: Böhlau 2004. 252 S.

Die Sprache des Autors W.G. Sebald ist die eines Melancholikers, der bildreich und genau Geschichten erzählt. Sie klingen wie Wanderungen durch die Erinnerung. Zugleich ist Sebald aber auch ein Dekonstrukteur von allem Pathetischen und ein scharfer Kritiker der vom Menschen ausgehenden Zerstörung. Sei es die der Naturzerstörung im Prosagedicht *Nach der Natur* (1988) wie auch in den Reisebetrachtungen *Die Ringe des Saturn. Eine englische Wallfahrt* (1995) oder das (zerstörte) *Vergangene der Heimat in Die Ausgewanderten* (1992) und in seinem letzten Roman *Austerlitz* (2001). Es ist die Konstruktion der/einer Nachgeschichte, die Sebalds Prosa und Essays bestimmt. Dabei fällt auf, dass Sebald das Jahr 1945 als eine Zäsur betrachtet, von der aus er zurück oder nach vorne, in jedem Fall erinnernd, blickt. Diesem konstitutiven Element in Sebalds Prosa ist Anne Fuchs in der Monografie *Die Schmerzspuren der Geschichte* nachgegangen. Und zu Recht stellt sie der nicht chronologisch, sondern thematisch gegliederten Studie ein Kapitel voran, das sie „Das Sebald-Faszinosum“ (S. 9-21) nennt. Sie lenkt damit den Blick des Lesers auf den Autor als einem Rezeptionsphänomen, denn nirgends ist Sebald ausführlicher und eindringlicher wahrgenommen worden als im angelsächsischen und englischsprachig geprägten amerikanischen Kulturraum. Kein anderer zeitgenössischer deutschsprachiger

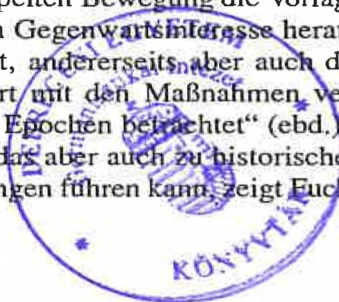
Autor hatte in den USA und vor allem in England der vergangenen fünfzehn Jahre eine so große Leserschaft wie Sebald.

Die in Dublin Literaturwissenschaft lehrende Autorin konnte beobachten, wie sich das „Etikett des Exilautors“ im englischsprachigen Raum in gleichem Maße wie das des „Holocaustmahnerns“ Sebald verfestigte. Seit den 70er Jahren lehrte Sebald an der Universität Norwich deutsche Literatur und befand sich somit in einem „freiwilligen Exil“, das seine Position der „Ethik der Erinnerung“, wie Fuchs ein Kapitel betitelt hat, bestärkt haben dürfte. Denn Sebalds Haltung zum Holocaust, so Fuchs, ist der James E. Youngs (*At Memory's Edge. After-Images of the Holocaust in Contemporary Art and Architecture*) vergleichbar, der von einer selbstreflektierenden Vermittlung des Holocaust in den Kunstwerken der 2. und 3. Generation spricht. Hierin liegt die unmittelbare Relevanz für die „Verschränkung von Ethik und Poetik in W. G. Sebalds Prosa“ (S. 28), die zugleich getragen ist von der Sorge des Autors vor dem Aussterben der letzten Zeugen des Holocaust und dem Vorwurf an die Autoren der ersten Generation in den ersten anderthalb Jahrzehnten nach dem Zweiten Weltkrieg, so gut wie gar nicht darüber geschrieben zu haben. Die Erzähler in seinen Werken von Paul Breyer (*Die Ausgewanderten*) bis Jacques Austerlitz (*Austerlitz*) sind

geprägt von jenem schmerzhaften Erinnerungsprozess an den Massenmord, wie sie die Autoren Jean Améry und Primo Levi durchmachten (und der sie schließlich in den Tod führte), denen Sebald zwei seiner zahlreichen Autorenporträts widmete. Fuchs weist überzeugend Sebald als einen Autor aus, „der sich immer wieder an der jüdischen Erfahrung der Verfolgung abarbeitet“ und dessen Position wie folgt befragt werden kann: „Wie kann die Alterität des Anderen zum Ausdruck gebracht werden, ohne dass dabei dessen (Nicht-)Ort in der Geschichte usurpiert wird? Anders gewendet: Wie kann der tote Andere erinnert werden, ohne dabei in die Falle eines identifikatorischen Opferdiskurses zu laufen?“ (S. 28) Aus Sebalds Sicht wurde die Beschreibung der Tötungsmaschinerie der Nazis immer nur in großen Schritten abgehandelt, berichtet wurde von Massen, in denen der Einzelne verschwand. *Die Ausgewanderten*, in denen der Erzähler mit den einzelnen Figuren und ihren Geschichten in einen Dialog tritt, sind Sebalds Gegenrede zum falschen Opferdiskurs. Dabei, so Fuchs, gehe es „Sebald niemals nur darum, die verdrängte Geschichte der Protagonisten zur Darstellung zu bringen, sondern immer auch darum, die schwierige und indirekte Vermittlung dieser Erfahrung mitzuartikulieren.“ (S. 32) Die Erinnerungsstrategien Sebalds gehen auf „das von Thomas Bernhard entlehnte Verfahren der teleskopartigen Staffelung mehrerer Erzählerinstanzen, welches einerseits den Vermittlungscharakter des Erzählten refrainartig

herausstreicht, andererseits den Eindruck, dass es sich beim Erzählen um eine stockend-mühsame und schmerzhaftige Erinnerungsarbeit handelt, verstärkt“, zurück (vgl. S. 32). Andererseits geht die an Walter Benjamin geschulte Suche nach den (verlorenen) Details der Geschichte Sebalds auf seine Allgäuer Kindheitserfahrungen zurück. Etwas wenig Raum widmet Fuchs dieser Zeit, in der er das so genannte „Bosseln“ erlernte, das er später zu dem von Claude Lévi-Strauss geprägten Begriff der „Bricolage“ erweiterte. Gemeint ist das Spielen mit und später das Bearbeiten von Altem und Unbrauchbar gewordenem, das durch neues Zusammensetzen eine neue Bedeutung erhält. Ein Rettungsanker für das Kind in den langen Wintermonaten in den Alpen, genauso wie für den späteren Autor, der Luisa Lanzberg in *Die Ausgewanderten* sagen lässt: „Der Andere ist verloren im Zerfallsprozeß von Zeit und Raum, jedoch gerettet im Text“ (vgl. S. 69ff.). Der Leser kann in den Figuren Sebalds den Prozess des Rekonstruktionsversuchs des im nazistischen Massenmord Verlorenen verfolgen. Treffend bezeichnet Fuchs Sebald daher als einen „Rettungsethnograph[en]“, für den die intertextuellen Bezüge in der Erinnerungsarbeit liegen. Das bedeute eine „Form des Engagements, die in einer doppelten Bewegung die Vorlage aus einem Gegenwartsinteresse heraus modelliert, andererseits aber auch die Gegenwart mit den Maßnahmen vergangener Epochen betrachtet“ (ebd.).

Dass das aber auch zu historischen Verkürzungen führen kann, zeigt Fuchs



anhand von Sebalds Essay *Luftkrieg und Literatur* (S. 152-163) auf. 1997 hielt Sebald die Vorlesung *Luftkrieg und Literatur* an der Universität Zürich, die ein Jahr später unter dem gleichen Titel publiziert worden ist. Getragen wurde diese Vorlesung von der These, dass Literatur über den Luftkrieg im Zweiten Weltkrieg so gut wie gar nicht vorhanden sei, was Sebald als Bestätigung für die bleierne Zeit der 50er Jahre in Westdeutschland nimmt. Fuchs, die Sebald hier im Kontext der Forschung zum kulturellen Gedächtnis diskutiert, bewertet nicht nur diese These Sebalds kritisch, sondern auch Sebalds Desinteresse an zeitgeschichtlichen Diskursen in Deutschland (weder zum Historikerstreit 1988, noch zur sog. Wende habe sich Sebald geäußert). Die Nazizeit habe, Sebald zufolge, die Gedächtniskultur zerstört und somit habe seither die „Sehnsucht nach Tradition keine Erfüllung“ mehr (S. 157). Fuchs sieht darin eine Haltung Sebalds, die von „Heimatkritik“ und „Nostalgie“ getragen ist. Dadurch habe sich beim Autor ein Hang entwickelt, „Gedächtnisorte“ zu inszenieren (ebd.). Das funktioniere in Sebalds Prosa sehr gut, bringe aber in dem aus der Vorlesung hervorgegangenen polemischen Essay fundamentale Probleme mit sich: „doch scheint mir das von Sebald verwendete Register [Sebald beschreibt einen Angriff auf Hamburg vom 28. Juli 1943 als ein apokalyptisches Naturschauspiel, das zivilisatorische

Vorstellungen historischen Fortschritts hinwegfegt (S. 158)] Konnotationen eines erhabenen Naturschauspiels mit sich zu führen, das die dargestellte Brutalität der Vernichtung unter der Hand nobilitiert“. (S. 158) Da, wo Alexander Kluge, auf dessen Essay über den Angriff auf Halberstadt sich Sebald u.a. beruft, den Luftkrieg in dialektischer Form darstellt, als einen Krieg ohne Moralität, sei Sebalds Sprache eine, in der die Zerstörung allegorisierend abgehandelt werde. Dabei, so Fuchs, mache Sebald genau das, was er noch Seiten zuvor dem Autor Hans Erich Nossack und seinem Roman vom Luftkrieg *Nekyia* vorgeworfen habe (vgl. S. 160). Fuchs betont, dass es ihr nicht „um eine erneute Kritik an der Eindimensionalität von Sebalds Verdrängungsthese“ gehe, „sondern vielmehr um seine implizite Lesart der Nachkriegsruine als einen transitorischen Gedächtnisort, der Benjamins metaphorische Rede von den geschichtlichen Trümmerhaufen, die bis zum Himmel wüchsen, konkretisiert.“ (S. 162) Es gehört zu den wenigen Schwächen dieser ansonsten sehr gründlichen Studie, dass Fuchs diese Analyse nicht tiefgreifender unternimmt. Sonst hätte sie auch feststellen müssen, dass das allegorisierende Bild von „der Geschichte als Naturgeschichte“ Sebalds von Hans Magnus Enzensberger stammt, einem seiner größten Förderer.

Terrance Albrecht (*Veszprém*)

**Harweg, Roland; Harweg, Elke; Canisius, Peter:
Sekundäre Unbestimmtheit. Studien zu einer universellen
Sonderform der Redewiedergabe. Aachen:
Shaker, 2003 (Bochumer Beiträge zur Semiotik, Neue Folge 10).
XV + 386 S.**

Im Jahre 1969 veröffentlichte Roland Harweg zuerst seinen Beitrag „Reduzierte Rede“. Mit diesem Phänomen beschrieb er die „sekundär unbestimmten“ Ausdrücke *der-und-der*, *das-und-das* bzw. *so-und-so*, etwa in Sätzen wie:

Ich erinnere mich noch, daß Karl sagte: „Wenn der Zug bis dann und dann nicht da ist, dann gehen wir“, und daß wir, da der Zug bis zu dem vereinbarten Zeitpunkt nicht eingetroffen war, dann auch tatsächlich gegangen sind. (Zit. S. 5)

Diese Ausdrücke sind *unbestimmt* (genauso wie *irgendwer*), da sie es dem Leser/Zuhörer nicht ermöglichen, eine bestimmte Person/Zeit/Ort zu benennen; sie sind aber nur *sekundär* unbestimmt, da in der Originalrede, die hier wiedergegeben wird, definite Personen- / Raum- / Ortsangaben existierten. Es ist der Sprecher (Schreiber) des vorliegenden Satzes, der in der direkten Redewiedergabe (bzw. auch in der erlebten Rede) die Referenz auf bestimmte Personen (Orte, Zeiten) durch *der und der*, *dann und dann* etc. ersetzt, offensichtlich, weil für den vorliegenden Redekontext der genaue Hinweis überflüssig, ablenkend, unnötig bzw. nicht mehr Erinnerungswürdig ist.

Nach diesem ersten bahnbrechenden Beitrag hat sich Roland Harweg, wie

der vorliegende Band belegt, jahrzehntelang mit diesem Phänomen weiter beschäftigt und auch zwei andere Autoren, deren Aufsätze im Band vorliegen, zu Forschungen angeregt, nämlich Elke Harweg und Peter Canisius. Der nun veröffentlichte Sammelband vereint die ursprünglichen Beiträge Roland Harwegs mit den neueren Studien zum Phänomen reduzierte Rede, wobei neben der genauen Definition dieser sekundär unbestimmten Ausdrücke (besonders im Kontrast zu Metasprache, primär unbestimmten Ausdrücken u.a.m.) auch die Übersetzungen reduzierter Rede bzw. die Äquivalente in anderen Sprachen ausführlich untersucht werden. Dabei geraten Wörterbücher und Grammatiken wie auch Bibelübersetzungen als Quellen in den Fokus.

Wegen der großen Zahl der Aufsätze in diesem Band (24) ist es nicht möglich, die einzelnen Beiträge einzeln zu würdigen. Es soll indes die Abgrenzung von reduzierter Rede von anderen Phänomenen kurz charakterisiert und auch etwas über die weite Verbreitung in anderen Sprachen gesagt werden.

Die grundlegende Situierung der reduzierten Rede ergibt sich aus dem Vergleich zu nicht zitierter Rede und primär (un)bestimmten Ausdrücken („eine bestimmte Person“):

Ebene der (bloßen) Konzepte und des (bloßen) Wissens	„Karl Müller“	
Ebene der (nicht zitathaften) Primäraußerungen	<i>eine bestimmte Person</i>	<i>Karl Müller</i>
Ebene der (zitathaften) Sekundäraußerungen		<i>Die und die Person</i>

(S. 61)

Was reduzierte Rede zu einem allgemein interessanten Phänomen werden läßt, ist die Tatsache, daß in direkter Rede normalerweise das wortwörtlich wiedergegeben wird, was auch gesagt wurde. Daß diese Vorannahme nicht ganz stimmt, die direkte Rede also auch fiktionale Elemente enthält (vgl. Fludernik 1993), wird von der Präsenz der *der und der* Ausdrücke eindrucksvoll unterstrichen. Harweg stellt die reduzierte Rede auch in den Kontext der Unterscheidung zwischen meta-assertorischen Parole-Zitaten (direkte Rede, Äußerungszitate) und meta-propositionalen Parole-Zitaten (Äußerungszitate, indirekte Rede). *Der und der* Sätze sind nach Harweg zwar direkte Rede, aber *indirekt meta-assertorische* Aussagen (S. 78, in Abwandlung von Harweg 1980). Zu dieser Erkenntnis gelangt Harweg über den Kontrast mit indirekten Fragewörtern, die klassenbezogen sind, während sekundär indefinite Ausdrücke elementbezogen seien (S. 79).

Besonders erhellend ist Harwegs Gegenüberstellung von *soundso* in reduzierter Rede mit anderen Arten der Verwendung von *soundso* (S. 24-37). Hier unterscheidet Harweg zunächst zwischen adverbial-adverbialen *soundso*-Verbindungen („Ich habe Karl alles genau erklärt. Ich habe ihm

gesagt: ‚Soundso mußt du dich kleiden und soundso mußt du dich benehnen. [...]‘“, S. 24f.), und ad-adjektivisch adverbialen *soundso*-Verbindungen („Heinrich hat mir das Zimmer genau beschrieben. Es sei soundso lang, soundso breit und soundso hoch, habe einen Balkon und liege mit dem Fenster zum Garten hin“, S. 26). Beides sind sekundär indefinite Ausdrücke. Hingegen kann der Typ der ad-advverbialen *soundso*-Verbindungen (*soundso* lange, *soundso* weit) *nicht* in reduzierter Rede erscheinen, ist also ein primär unbestimmter Ausdruck. Weitere primär unbestimmte *soundso*-Verbindungen kommen auch in nicht zitierter Rede vor, und zwar emphatische *soundso*-Ausdrücke („Jetzt habe ich das bereits soundso oft versucht, aber noch keimmal habe ich Erfolg gehabt“, S. 30) bzw. bei Geldangaben des Typs *fünf Euro soundsoviel*. Des weiteren führt Harweg noch den Ausdruck *ein Herr Soundso* an, der keinen Zitatkontext hat, sondern Teil eines Vorstellungssatzes wäre. Auch Substantivausdrücke der reduzierten Rede („Der Mann hat mir gleich *seinen Namen* gesagt“, S. 90) sind als vergleichbare Phänomene zu erwähnen. (Allerdings sind nicht alle Beispiele auf S. 90 m.A.n. sekundär unbestimmt,

etwa „Ich habe den Termin gleich aufgeschrieben“.)

In der Folge werden sekundär unbestimmte Ausdrücke in Polnisch, Englisch, Chinesisch, Koreanisch, Japanisch, Französisch (Elke Harweg) und Ungarisch (Peter Canisius) untersucht. Faszinierend ist dabei vor allem die Tatsache, daß das deutsche *der und der*, also die Form *Lexem-und-Lexem* sich weltweit, also über die indoeuropäischen Sprachen hinaus, in der Funktion der reduzierten Rede wiederfindet. Es verwundert wenig, wenn englisches *Mr. So-and-so* und *at such-and-such a place* oder französisch *tel et tel* existieren; daß jedoch auch im Japanischen *kore kore no koto* ‚der und der‘ oder *itsu itsu* ‚dann und dann‘ in einer absolut identischen Konstruktion existieren, impliziert, daß der Typus grundlegend ist. Als Literaturwissenschaftlerin finde ich diesen Befund beachtlich – außer Aktionstypen und eventuell der Unterscheidung zwischen Verbal- und Nominalphrasen hätte ich kaum vermutet, daß es grundlegende Ähnlichkeiten zwischen verschiedenen Sprachfamilien geben könnte, die dann noch dazu dieselbe Form mit genau derselben Bedeutung paaren.

Ebenso faszinierend fand ich die Analysen mehrerer Bibelstellen (Jakobus 4,13, Matthäus 26,18; 2 Samuel 17; 2 Samuel 14,3) sowie den Rückgriff auf das IDS-Korpus Mannheim von Peter Canisius. Obwohl Roland Harweg selbst neben Wörterbucheinträgen und den genannten Bibelstellen nur erfundene Sätze verwendet, belegt das Korpus eindeutig die Verbreitung der sekundär unbestimmten Ausdrücke.

Alles in allem, sind wir hier mit einem materialreichen, äußerst scharf argumentierenden und innovativen Sammelband konfrontiert, der verdient hätte, als Monographie in einem renommierten Verlag zu erscheinen.

Literatur:

Fludernik, Monika: *The Fictions of Language and the Languages of Fiction. The Linguistic Representation of Speech and Consciousness.* London; New York: Routledge, 1993.

Harweg, Roland: *Meta-assertorische, meta-propositionale und meta-ontologische Aussagen. Ein Beitrag zur Typo- und Textologie metakommunikativer Rede.* In: *Folia Linguistica* 14 (1980), S. 283-328.

Monika Fludernik (Freiburg)

Hermant, Jost: Nach der Postmoderne. Ästhetik heute. Köln, Weimar, Wien: Böhlau Verlag, 2004. 192 S.

„Nur tote Fische schwimmen mit dem Strom“ – dieses altchinesische Sprichwort steht in Jost Hermants Buch als Motto, in dem der ausgeprägt kulturkritisch denkende Verfasser das Ver-

haltensparadigma der Repräsentanten heutiger „Ernster Kunst“ (E-Kultur) versinnbildlicht sieht. Hermant schlägt engagiert eine Gegenrichtung ein, indem er seine Konzeption über die

„Ästhetik heute“ bewusst den zeitgemäßen literaturwissenschaftlichen und kulturwissenschaftlichen Tendenzen entgegenstellt. Der erfahrene Germanist begnügt sich aber keineswegs damit, die Problematik des Begriffs Postmoderne nach dem „Ende der Geschichte“ und die Trends der High Culture und der Low Culture von heute auf komplexe Art und Weise aufzuzeigen. Er stellt gleichzeitig das Postulat einer demokratischen Allgemeinkultur auf und leistet dadurch den gegenwärtigen ästhetischen Schulen Widerstand.

Hermands Buch gliedert sich in drei Teile. Der erste, in dem Vorüberlegungen und ein kurzer Überblick über die ältere Kunst gegeben werden, enthält Hermands Überlegungen zum Thema Ästhetik sowie seine Kritik an der hochkulturellen Postulaten heutiger Ästhetiken. Obwohl Hermands Vorhaben nicht darauf abzielt, die Geschichte der Ästhetik von der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts bis zur Gegenwart zu referieren, bringt er in seinen Überlegungen die Kunstwerke der älteren Kunst von der Aufklärung bis zur Mitte des zwanzigsten Jahrhunderts doch auf einen gemeinsamen Nenner. Trotz aller politischen und sozialen Veränderungen, Wandlungen in der Kunstgeschichte geht er davon aus, dass diesen Kunstwerken eine ins „Humanisierende“ drängende Haltung zugrundeliegt, die mit entsprechenden inhaltlichen Forderungen und dem Postulat gesellschaftlich-sozialer Zuständigkeit der Formgebung im Zusammenhang steht. Er nimmt als Grundlage, dass die permanente Entwicklung der Stile von der Eigenart

des Ästhetischen abzuleiten ist, bestehe doch die Kunst aus dem unablässigen Bestreben, ständig neue, in die Zukunft weisende Idealkonzeptionen zu entwerfen.

Im Sinne der *operativen Ästhetik*, wie Hermand die gesellschaftlich ausgerichtete Kunst nennt, ordnet er vor allem Epochen der älteren Kunst wie der Aufklärung, dem Jungen Deutschland, dem Naturalismus, dem Expressionismus neue Werte zu. Im Rahmen dieser Kunst-Ismen zeichnete sich die Hochkultur durch Fortschrittsdenken, Erneuerungskonzepte und Wegbereitungsversuche einer sozial gerechteren Gesellschaftsordnung aus. Historisch denkende Künstler dieser Hochkultur hätten mit ihren Ästhetiken und mit ihren inhaltlichen und stilistischen Ausdrucksformen immer wieder neue und effektive Modelle entworfen, um im Interesse des historischen Wandels und zugleich der Wendung ins Kulturvollere als Antriebskräfte zu wirken. Damit betont Hermand das systemkritisch auftretende Entwicklungsdenken und erhebt gegen die Posthistoire-Vorstellungen den Vorwurf, dass es eben diese progressiven Ästhetiken in den heutigen Globalisierungsbestrebungen nicht mehr gibt.

Im zweiten Teil des Buches wird das Gegenpostulat zum „Humanisierenden“ benannt und die Problematik der Begriffe *Moderne / Postmoderne* ins Blickfeld gerückt. Im Zusammenhang damit wird darauf hingewiesen, dass mit der Vorstellung über das *Ende der Meta-Erzählungen* von den sechziger Jahren an im Bereich der Künste und Geisteswissenschaften gleichzeitig

auch die systemkritischen Umsturzkonzepte und zugleich die alternativen Ästhetiken verschwanden. Von diesem Gedanken leitet Hermand ab, dass aus der ideologischen Alternativlosigkeit sich in der heutigen E-Kultur ein unübersehbarer *Postismus* ergibt, der aus der scheinbaren Vielfalt des Postideologischen besteht, der sich in den philosophischen, kulturwissenschaftlichen und kunsttheoretischen Diskursen als Poststrukturalismus, Postmoderne, Posthistorie, Postfeminismus, Posthumanismus, Postidealismus, Postmarxismus, usw. verzweigt. Es wird weiterhin festgestellt, dass hinter dem Diskurspluralismus und Formenarsenal dieser Kunst- und Denkformationen weder politische noch sozialhistorische Inspirationen stehen bzw., dass das Historische sogar für obsolet erklärt wird. Einen grundsätzlichen Unterschied macht Hermand zwischen der *operativen Ästhetik der Hochmoderne* von politischer, sozialer, kultureller Prägung und der *Formalästhetik der Postmoderne*.

Es wird an diesem Punkt erkennbar, dass Hermand vor allem gegen die Anschauungen von Jean-François Lyotard, Wolfgang Iser, Andreas Huyssen und Klaus Scherpe polemisiert, deren Positionen seit den achtziger Jahren mit dem Begriff *postmoderne Moderne* bezeichnet werden. Während die Vertreter dieser Richtung sich auf die Legitimation der *Pluralität* berufen und die Auflösung der Ganzheit nicht mehr in der Tradition moderner Verlustgefühle in Szene setzen, weist Hermand darauf hin, dass die „postmodernen Modernisten“ dafür

auch auf jede programmatische Zielvorstellung verzichten. Indem der Verfasser den Gedanken aufgreift, Neuerungen würden nur noch auf dem Gebiet der Technologie, der Informatik, der Medizin, usw. präsentiert, konfrontiert er den Leser mit der Einsicht, dass im Bereich der Künste eben *Eindimensionalität* und Stillstand herrschen.

Hermand benennt das Problem nicht nur, sondern er geht auch den Tendenzen der E-Kultur nach. Seiner Ansicht nach ist die E-Kultur je nach Epoche mit einer neuen künstlerischen Avantgardebestrebung gleichzusetzen. Immer wenn sich eine solche Avantgarde herausgebildet hat, behauptet er, wurde eine effektive Solidargemeinschaft von Künstlern, Kulturkritikern und Wissenschaftlern angestrebt. Die Kulturelite unserer Gegenwart dagegen zeigt eine starke Aversion gegen jedwede sozialbetonte Gesellschaftsform und beharrt nur noch auf einem systemimmanenten Selbstrealisierungskult. So befasst er sich im dritten Teil ausführlich mit der Geschichtslosigkeit, der „Entgesellschaftung“ im E-Kulturbereich. Daraus folge, dass die e-kulturelle ästhetische Theorie im Gefolge Roland Barthes', Jacques Lacans, Michel Foucaults, Jean-François Lyotards und Jacques Derridas ideologisch entleerte Phänomene wie Unbestimmtheit, Indifferenz, Offenheit, Dekonstruktion oder Allegorisierung meist nur noch benennt. Dies vermag Hermand zufolge nur noch zu einer sinnlichen, einer *asthetischen Erkenntnis* und keiner *Bekennnis- oder Gesinnungsästhetik* zu führen. Demzufolge sieht er sowohl in den aktuellen

Kunsttheorien als auch in den diesen Trends folgenden E-Künsten keinen Ansatzpunkt für eine neue Gesellschaftstheorie. Was da noch bleibt, schlussfolgert Hermand, ist eine individuelle Selbstreflexivität mit dem Anschein eines demokratischen Pluralismus, aus der sich ein systemimmanenter *Selbstrealisierungskult* bildet.

Nach Hermands Auffassung sind heute nur noch Werbe- und Selbstdarstellungsmethoden im Trend, mit denen die Reklamebranche im Bunde mit der Kulturelite die Vermarktung der E-Künste durchsetzt. Kunst ist gar, so spitzt der Autor zu, zum Bestandteil der *Reklame- und Eventkultur* im Bereich der Design- und Kulturindustrie und der Massenmedien geworden. Indem die Kunst mit ihrem Verkaufswert als Ware und Produkt eingeschätzt wird, ist selbst die Ästhetik in den Dienst der Kapitalverwertung gestellt, zum reinen Mittel der Warenrezeption degradiert. In dieser Hinsicht ist nur noch von einer *Konsumästhetik* der Reklame- und Konsumwelt zu reden, die ausschließlich auf der Maxime „I shop, therefore I am!“ beruht. Hermand gibt zahlreiche Beispiele, die er vor allem aus der amerikanischen Entertainmentkultur nimmt, um zu beweisen, dass sich hier eine Unkultur manifestiert. Im Kapitel „Reklame oder der Triumph der Warenästhetik“ überhäuft er den Leser gar mit Beispielen, die zum Schaden des Buches ausschließlich unter dem

Aspekt, Kultur bestehe aus Shopping, behandelt werden. Die Verfahrensweise des Verfassers scheint dabei - Hermand ist seit 1958 an der University of Wisconsin, Madison tätig - einer subjektiven Selektierung geschuldet zu sein. Während sich seine Beispiele aus der deutschen Literaturgeschichte überwiegend auf die „operative Ästhetik“ beziehen, kristallisiert sich deren Gegenpol, nämlich die Konsumästhetik, nur noch im Gebilde der amerikanischen E-Künste heraus. Die Frage, ob auch Europa von diesen Trends betroffen ist, bleibt dabei einigermaßen unbeantwortet.

Jost Hermand zielt nicht nur auf die Kritik der Postmoderne, sondern bietet auch eine Alternative zu ihr, indem er die Durchsetzung einer zukünftigen *Allgemeinkultur* fordert. Er entwirft kontrastiv, wenn auch nur knapp, die Vorstellung einer gesamtgesellschaftlich ausgerichteten Kunst, die im Dienst der Verbesserung der sozialen und ökologischen Verhältnisse steht. In diesem Sinne tritt er für eine *Neue Aufklärung* ein, in der nach der Postmoderne Werte wie Humanität, Verantwortungsgefühl, Kommunitarismus, Nachhaltigkeit gefördert werden. Hermands Buch zeugt trotz Utopieverdachts von einem Engagement, das zum Nachdenken über Perspektiven (sowie vertretbare Retrospektiven) der heutigen Gesellschaft anregt.

Szilvia G6r (*Piliscsaba*)

Niekerk, Carl: Zwischen Naturgeschichte und Anthropologie. Lichtenberg im Kontext der Spätaufklärung. Tübingen: Niemeyer, 2005 (Studien zur deutschen Literatur 176). 395 S.

Die Durchlässigkeit der wissenschaftlichen Diskurse, die sich erst später zu modernen Disziplinen ausdifferenzieren sollten, gehört zu den spannendsten Momenten im Wissenschaftssystem des 18. Jahrhunderts. Sie erlaubt den Protagonisten der Epoche eine aus heutiger Sicht kaum vorstellbare Kombination und Bündelung der verschiedensten Zuständigkeiten. Mit dieser Art vormoderner Interdisziplinarität im Blick ist Carl Niekerks Monografie einer der weniger bekannten Kompetenzen Georg Christoph Lichtenbergs, seinen Lektüren, Aufzeichnungen, Briefen und herausgeberisch-kompilatorischen Aktivitäten im Bereich der Naturgeschichte gewidmet. Er zeigt Lichtenberg im Austausch mit führenden Vertretern einer neuen Anthropologie und in Auseinandersetzung mit Themen der Zeit, die einen grundlegenden Paradigmenwechsel im wissenschaftlichen Denken des Jahrhunderts herbeiführen. Ausgangspunkt von Niekerks Darstellung ist die Charakterisierung der zeitgenössischen Naturgeschichte: ihrer Schlüsselrolle für die Wissenschaften des 18. Jahrhunderts, ihrer rahmenbildenden Funktion in der Organisation des Wissens sowie der Folgen einer im Laufe des Jahrhunderts erfolgenden Verlagerung ihrer Akzente. Die Wandlung des naturgeschichtlichen Denkens der Epoche begründet Niekerk mit Differenzen im systematischen Denken des 17. und 18. Jahrhunderts (E.

Cassirer) und mit der zunehmenden Einflussnahme der Erfahrung der Zeitlichkeit auf ehemals unwandelbare Denkstrukturen (W. Lepénies). Auf die Nachzeichnung von Differenzen und Wandlung bedacht setzt er sich zugleich vom Konzept einer das 18. Jahrhundert mit einbegreifenden homogenen „klassischen Episteme“ (M. Foucault) ab. Gleichwohl wird das Jahrhundert schließlich durch kritische Anverwandlung des Epistemebegriffs (S. 53) als Schauplatz eines Konflikts zweier miteinander konkurrierender – stellenweise ebenso schematisch wirkender – „Ordnungsmodelle“ (S. 22), eines in der Defensive befindlichen statisch-hierarchischen sowie eines im Vormarsch begriffenen „kausal-genetischen“ (S. 67) beschrieben und Lichtenberg als Zeuge bzw. Mitwirkender des letzteren – als ein trotz aller Widersprüche progressiver Denker der Epistemewechsel – angeführt.

Einen weiteren wissenschaftsgeschichtlichen Ansatzpunkt stellt Niekerks Bestimmung des genealogischen Verhältnisses von Naturgeschichte und Anthropologie dar. Seiner These zufolge sind die Wandlungen des naturgeschichtlichen Denkens viel wesentlicher für die Ausdifferenzierung der Anthropologie, als bisher angenommen wurde. Die Anthropologie, deren Begriff in der Handhabung des Verfassers mehr einen Problemrahmen als – erst später als solche wahrgenommene – Disziplinen bezeichnet,

fördere erst im Zusammenhang der in der Naturgeschichte aufkommenden Differenzen ein Erkenntnisinteresse zu Tage, das dem Menschen bereits im modernen Sinne zugewandt ist. Im Rahmen dieser Entwicklung werde der Mensch seiner durch das theologische Denken zugesicherten Rolle als mittleres Glied in der großen Kette der Wesen (*scala rerum*) enthoben und mit dem neuen Privileg eines Naturgeschöpfes – des besten, was die Natur hervorbringen konnte (F. Dougherty), ausgestattet. Zugleich vollziehen die Dokumente dieses Wandels den Wechsel der oben genannten Ordnungsmodelle. Als Vertreter der neuen Anthropologie werden – in kritischer Abwendung von der auf Ernst Platner und die Leib-Seele-Problematik konzentrierten Forschung – Johann Friedrich Blumenbach, Samuel Thomas Soemmerring und Petrus Camper hervorgehoben und ersterer auch als unmittelbarer Freund und wissenschaftliche Kontaktperson Lichtenbergs vorgestellt. Lichtenberg spiele in diesem Rahmen einerseits als Zeitschriftenherausgeber (maßgeblich des *Goettinger Taschen Calenders*) und damit in der Popularisierung neuer Erkenntnisse eine Rolle. Andererseits entdeckt und interpretiert Niekerk in Lichtenbergs Briefen und in seinen *Sudelbüchern* Dokumente einer eigenartigen und auch kritischen Auseinandersetzung mit der neuen Anthropologie. Das Hauptaugenmerk richtet sich dabei auf Lichtenbergs Umgang mit Körper- und Krankheitserfahrungen. Lichtenberg prüft und dokumentiert, so der Verfasser, am Medium

seines Körpers nicht nur die medizinischen Vorstellungen seiner Zeit, etwa das Zusammenspiel von körperlicher Konstitution und äußeren Einwirkungen, sondern nutzt seine teilweise schmerzhaften körperlichen Erfahrungen auch dazu, die neue Anthropologie mit erkenntnistheoretischen Ansatzpunkten zu bereichern. Lichtenbergs in „Bruchstücken“ (S. 142) vorgetragene eigene Anthropologie setze sich nicht lediglich von überholten Theoremen – etwa von Lavaters alten Ordnungsvorstellungen verhafteter Körpersemiotik – ab, sondern radikalisiere den Ansatz der neuen Anthropologen selbst, indem sie in deren Entwicklungskonzepten die idealisierenden Perspektiven isoliert – dargestellt am Beispiel von Blumenbachs „Bildungstrieb“ – und in Richtung einer „nur materiell argumentierenden Episteme“ (S. 199) verschiebt. Lichtenbergs Anthropologie gerate damit zu einem dezidiert körperbezogenen Pendant zu Kants Erkenntniskritik. In ihr fallen Erkenntnis und Körperlichkeit in eins zusammen (S. 206ff.), und werden das Altern und jegliches Abweichen vom Normalen zu Garantien von Individualität und Selbsterkenntnis (S. 197).

Die Frage nach der Stellung der Anthropologie im Denken der Epoche wird in einem späteren Kapitel im Hinblick auf deren Beziehung zur Geschichtsphilosophie nochmals gestellt. Niekerks Aufmerksamkeit richtet sich darauf, durch die Darstellung von Lichtenbergs „am Leitfaden des Körpers“ (S. 326) orientierter Geschichtsauffassung, in welcher dem Perfektibilitätspostulat Verfallsge-

schichten die Waage halten, die These vom Konkurrenzverhältnis von Geschichtsphilosophie und Anthropologie (O. Marquard) zu entschärfen. Er unternimmt dabei den Versuch, für die neue Anthropologie, jenseits der alternativen Einstufung von Geschichtsbildern als ‚negativ‘ oder ‚positiv‘ – denen auch Niekerks Fragestellung verhaftet bleibt –, eine eigene geschichtsphilosophische Kompetenz zu reklamieren. In der Absicht, dem Klischee einer in ihrem Menschen- und Geschichtsbild pessimistischen Spätaufklärung zu entgehen, spricht der Verfasser dabei für das Konzept einer „verhältnismäßigen Aufklärung“ (W. Albrecht) Lichtenbergs aus.

Niekerk würdigt Lichtenbergs Gespür für die Ambivalenzen sowohl des alten als auch des neuen Ordnungsmodells, geht aber auch Widersprüchen in dessen Werk selbst nach. Anlass dazu bieten Analysen von Lichtenbergs Aufzeichnungen und Abhandlungen über Geschlechterdifferenz, Rassenproblematik, kulturelle Fremdheit, Nation, Judentum und moderne Entfremdung, denen jeweils einzelne Kapitel gewidmet sind. Niekerks Darstellungen geraten dabei stellenweise zu Apologien, die mehr den gegenwärtigen Anforderungen politischer Korrektheit entsprechen als der Historizität der Texte Rechnung tragen. Ähnlich verhält es sich mit dem im letzten Abschnitt unternommenen Ausblick auf Tendenzen der anthropologischen Forschung

der Gegenwart. Der Wunsch, Lichtenbergs Progressivität zu dokumentieren, verleitet dabei zur Direktübertragung in Gegenwartskontexte, wobei die wirkungs- und rezeptionsgeschichtlichen Aspekte eher hintangestellt bleiben. Bei der Suche nach dem *Tertium comparationis* zwischen Lichtenbergs Ansatz und den neueren Diskussionen tun sich in letzteren verankerte disziplinäre Differenzen auf, für deren Rückbeschreibung in Lichtenbergs Werk die Monografie sonst keine Anhaltspunkte bietet. Die anthropologische Spurensuche – handelt es sich doch um ein Gebiet, auf dem Lichtenberg nicht sonderlich explizit wurde – läuft auch ohnedies Gefahr, ‚Synchronisierungen‘ durch die Stimmen anderer – öfters durch Blumenbach – sowie konzeptuellen Ergänzungen dessen, was Lichtenberg in der Kürze eines Fragments nicht gänzlich ausformuliert, zu sehr Raum zu öffnen. Die Sparsamkeit, zu der die Theoriesuche des Verfassers in Lichtenbergs Aufzeichnungen angehalten ist, mag Grund auch dafür sein, dass stellenweise mehr als plausibel gefunden wird, und dass die ironischen Brechungen der *Sudelbücher*-Fragmente gelegentlich unterbelichtet bleiben. Gleichwohl werden die mit der Aufgabenstellung einhergehenden Schwierigkeiten durch die Relevanz und Interessantheit des Themas, durch Informationsreichtum und gute Lesbarkeit des Buches wieder wettgemacht.

Endre Hárs (Szeged)

Øhrgaard, Per: Günter Grass. Ein deutscher Schriftsteller wird besichtigt. Wien: Paul Zsolnay Verlag, 2005. 202 S.

Per Øhrgaard, Professor für deutsche Literatur an der Universität Kopenhagen und dänischer Übersetzer von Günter Grass, veröffentlichte 2002 sein dänisch geschriebenes Essay unter dem von Grass' Nobelpreisrede entlehnten Titel *Fortsetzung folgt*. Die deutsche Übersetzung *Günter Grass. Ein deutscher Schriftsteller wird besichtigt* kam erst im Februar 2005 als Buch heraus.

Die auf deutschem Sprachgebiet zu unrecht so spät erschienene Arbeit fügt sich in die Reihe der Monographien, die in Deutschland 2002 zum 75. Geburtstag des Nobelpreisträgers herausgegeben wurden. Dem renommierten Journalisten Michael Jürgs gelang es unter ihnen, mit seinem Buch *Bürger Grass. Biographie eines deutschen Dichters* in erster Linie die Person und nicht den Literaten Günter Grass einer breiten, nicht akademischen Leserschaft nahe zu bringen. Weiterhin hat die Germanistin und Mitherausgeberin der Werkausgabe von Günter Grass, Claudia Mayer-Ischwandy, ein kompaktes, übersichtliches Buch *Günter Grass über Leben, Werke und Wirkung* des Schriftstellers zusammengestellt, mit zahlreichen Textauszügen, Abbildungen, Kurzrezensionen, mit einer Zeittafel, einer Bibliographie und mit einem Personenregister, die einen sicheren Ausgangspunkt für weitere Recherchen bilden können.

Øhrgaard verfolgt im vorliegenden Buch ein von seinen VorgängerInnen abweichendes Programm. Der Klappen-

text der deutschen Ausgabe von Øhrgaards Buch verweist zwar auf die Untrennbarkeit von Leben und Werk, dennoch liegt der Schwerpunkt des Buches auf dem Œuvre selbst. Der Autor verfolgt das Ziel, das Gesamtwerk des Schriftstellers analytisch zu erschließen, von den frühen lyrischen Werken und dem großen Erfolg der *Blechtrommel* an bis hin zu seiner letzten Erzählung *Im Krebsgang*. Er stützt sich dabei stark auf Werkzitate und verzichtet auf die Auseinandersetzung mit der umfangreichen Grass-Forschung. Diese Zielvorstellung weist eindeutig darauf hin, dass er das Essay in erster Linie an Literaturliebhaber und nicht an einen engen Wissenschaftlerkreis adressiert. Sein Text verfügt über weitere Charakteristika, die diese Absicht unterstreichen: so der ungezwungene Stil und die unkomplizierte Art und Weise, in der er seine Gedanken mit Grass-Zitaten absichert. Aus demselben Grund verzichtet er sowohl auf die strikte Anwendung neuerer methodischer Ansätze als auch auf den üblichen wissenschaftlichen Apparat.

Per Øhrgaard benutzt zwei Mittel, um seinen Lesern ein möglichst getreues Gesamtbild vom Grass' „Universum“ liefern zu können. Erstens achtet er darauf, die einzelnen Werke in chronologischer Reihenfolge zu besprechen. Zweitens hebt er Themenkomplexe, wie Danzig, deutsche Geschichte, Politik, Liebe hervor, die für das Gesamtwerk des Schriftstellers

signifikant sind. Die Anwendung dieser Mittel lässt sich am Aufbau des Buches und an der Titelwahl der einzelnen Kapitel genau nachweisen.

Das Buch gliedert sich in sechs Kapitel, von denen das erste, eine kurze Einleitung, und das letzte, eine noch kürzere Zusammenfassung, einen Rahmen bilden. Eine Besonderheit sind die beiden Exkurse, die den Fluss der vier Kapitel, in denen der künstlerische Werdegang von Günter Grass geschildert wird, unterbrechen, und die sich dem poetologischen Konzept des Schriftstellers widmen. Im ersten Exkurs *Zeit und Raum* (nach dem zweiten Kapitel) steht Grass' Erzählweise im Mittelpunkt. Im zweiten, *Die andere Wahrheit* (nach dem vierten Kapitel), geht der Autor auf die Veränderung der Erzählerposition in den Prosawerken ein, die seit dem *Tagebuch einer Schnecke* (1972) zu beobachten ist. Als Leitfaden des Bandes dient Ørngaards These, derzufolge Grass „[m]it seinem Danzig [...] ein Universum geschaffen [hat], das zutiefst privat und zugleich doch von allgemeiner Gültigkeit ist“ (S. 13) und sich über das ganze Lebenswerk erstreckt. Im zweiten Kapitel *Danzig, verloren und wiedergefunden* geht Ørngaard ausführlich auf die Zeit zwischen 1946 und 1963 ein. Der Leser bekommt die wichtigsten biographischen Daten mittels passender Grass-Zitate geliefert, die für das Verständnis der Werke als unabdingbar erscheinen. Da Grass in der Mitte der fünfziger Jahre als Lyriker debütierte, werden ganze Gedichte herangezogen und interpretiert, beginnend mit denen aus dem ersten

Gedichtband von 1956 *Die Vorzüge der Windhühner*, bis hin zu Texten aus der letzten Gedichtsammlung *Fund-sachen für Nichtleser* (1997). Die Geschichte der *Danziger Trilogie*, deren erster Teil *Die Blechtrommel* im Jahre 1959 ihrem Autor den literarischen Durchbruch sicherte, fasst der Verfasser auf nur dreizehn Seiten zusammen.

Im dritten Abschnitt *Kunst und Politik* geht es um Grass' politische Aktivitäten, die ja in den sechziger Jahren zeitweilig sogar die literarische Tätigkeit des Schriftstellers in den Hintergrund stellten. Ørngaard versucht diese Akzentverschiebung in Grass' Leben dadurch zu veranschaulichen, dass er ausführlich von seinen politischen Ansichten, von seiner Beziehung zur Sozialdemokratie und zu Willy Brandt sowie von seiner Tätigkeit als Wahlkampfredner berichtet. Die literarischen Früchte dieser Periode werden zu knapp behandelt, wenn wir bedenken, dass der Roman *Örtlich betäubt* (1969) und das *Tagebuch einer Schnecke* (1972) die ersten literarischen Zeugnisse von Grass' politischer Tätigkeit sind.

In *Der Geschlechter Lust und Not* werden anderthalb Jahrzehnte in Grass' Schaffen, darunter die Romane *Butt* (1977) und *Die Rätin* (1986) und die Erzählung *Das Treffen in Telgte* (1979) behandelt. Im Zusammenhang mit dem *Treffen in Telgte* berührt der Autor auch Grass' Beziehung zum Initiator der Gruppe 47, Hans Werner Richter. Der kurze Bericht, die eher wortkargen Mitteilungen über die erste Lesung des Schriftstellers und über den Preis der Gruppe 47 für *Die Blechtrommel*,

spiegeln die Bedeutung nicht angemessen wider, die Gruppe und Richter in der künstlerischen Entwicklung von Grass erlangt haben.

Die Rätin ist das erste Werk, das von Øhrgaard kritisch besprochen wird. Die Idee Grass', in diesen Roman Motive aus seinen früheren Büchern aufzunehmen, bewertet er zwar positiv, meint allerdings, der Schriftsteller habe sie nicht richtig verwirklichen können. Hier drohe „Grass ausnahmsweise [...] in ihm die Kontrolle zu verlieren. Die Motive wälzen sich übereinander und tun sich schwer, ernsthaft miteinander in Dialog zu treten.“ (S. 119) Am ausführlichsten beschäftigt sich Øhrgaard mit den Werken der neunziger Jahre. Grass' Ansichten über die Wiedervereinigung, die in Deutschland damals heftige Debatten auslösten, werden anhand der Rede *Deutscher Lastenausgleich* und des Büchleins *Ein Schnäppchen namens DDR* dargestellt. Im Mittelpunkt dieses *Ein deutsches Jahrzehnt – und ein deutsches Jahrhundert* betitelten Kapitels steht der stark umstrittene Grass-Roman *Ein weites Feld* aus dem Jahre 1995. Die Passagen über dieses Werk geraten unverhältnismäßig lang. Der Verfasser distanziert sich von Kritiken des Buches und äußert die Meinung, der Roman könne als eine Summe von Grass' bisherigem Werk gelesen werden. Er begleitet in diesem Kapitel den Weg des Schriftstellers über sein Gedichtbuch *Fundsachen für Nichtleser* (1997) und über seinen Prosaband *Mein Jahrhundert* (1999) bis zu seiner jüngsten Novelle *Im Krebsgang* (2002).

Im Titel des letzten Kapitels: *Zuchtvoll und entfesselt* (das sind Worte aus der *Blechtrummel*) umreißt Øhrgaard die Poetik von Günter Grass. Zitate aus dem *Butt* und aus dem *Treffen in Telgte* fügt er zu einem literarischen Selbstporträt zusammen, das Parallelen zwischen Grass und seinem barocken Vorbild Christopher Grimmelshausen deutlich werden lässt. Das Buch schließt mit einer Begründung des Nobelpreises für Literatur, den Günter Grass im Jahre 1999 entgegennahm.

Obwohl Øhrgaards Buch eine deutlich markierte methodologische Basis fehlt, wirkt sein Text einheitlich. Diese Wirkung verdankt der Text einer interessanten Technik, die der Autor konsequent beim Besprechen des ganzen Grass-Werkes anwendet. Er zitiert oft längere Passagen aus den Prosawerken oder auch ganze Gedichte und formuliert erst dann, sich auch an andere Zitate des Schriftstellers anlehnd, seine eigenen Gedanken. Die vielen in den eigenen Gedankengang eingestreuten kurzen Zitate und zahlreiche längere Zitate unmittelbar vor oder nach eigenen Ausführungen bieten die Möglichkeit, die Poetologie von Grass an konkreten Textbeispielen zu demonstrieren, ohne dass der Autor gezwungen wäre, die komplizierteren poetologischen Fragen des Werkes mit abstrakten Begriffen zu erfassen. Øhrgaard ist als Übersetzer ein hervorragender Kenner der Grass-Texte, so vermag er auch die jeweils treffendsten Textpassagen einzusetzen. Diese Zitattechnik ermöglicht es ihm ferner, die Richtigkeit seines Hauptgedankens, die Werke von Günter Grass bildeten

eine Einheit, immer wieder zu unterstreichen. Bei der Analyse der einzelnen Werke wird nämlich häufig durch Zitate auf andere Werke, auch verschiedener Gattungen verwiesen, die mit dem eben besprochenen in Verbindung stehen.

Øhrgaards Interesse gilt einzig den Grass-Texten, er kümmert sich kaum um die einschlägige Sekundärliteratur oder um die Diskussionen über den Schriftsteller in Deutschland. Seine

Außenperspektive, befähigen ihn, das Lebenswerk des Schriftstellers objektiv und kritisch darzustellen. Das zeigt sich besonders gut dort, wo er als Außenseiter Grass' Ansichten über die Probleme der Wiedervereinigung ebenso sachlich wie umsichtig kritisch diskutiert. In dieser Hinsicht stellt er eine Ausnahmeerscheinung im deutschen Literaturbetrieb dar.

Zsuzsa Soproni (Piliscsaba)

Riecke, Jörg; Schuster, Britt-Marie (Hg.): Deutschsprachige Zeitungen in Mittel- und Osteuropa. Sprachliche Gestalt, historische Einbettung und kulturelle Traditionen. Berlin: Weidler Buchverlag, 2005 (Germanistische Arbeiten zur Sprachgeschichte 3). XX + 516 S.

„Wenn es überhaupt Sinn macht, Zeitungen zu lesen, dann die von gestern oder die von vor einem Jahr“, so das Motto des vorliegenden Tagungsbandes, der sich zum Ziel setzt, „erstmal einen Überblick über den Bestand und die sprachliche Form der deutschsprachigen Zeitungen des Raumes“ (S. X) zu geben. Inwieweit diese Zielsetzung realisiert wird und womit der Band mit seinen 33 Tagungsbeiträgen aufwartet, soll im Weiteren erörtert werden.

Nimmt man die Zielsetzung wörtlich, so fällt schon die Temporalangabe „erstmal“ auf. Hierbei ist klarzustellen, dass zwar in der Fachliteratur Studien überwiegen, die einzelne Presseprodukte zu ihren Untersuchungsgegenständen erheben, aber

mit dem von István Fried, Hans Lemberg und Edit Rosenstrauch-Königsberg herausgegebenen Sammelband *Zeitschriften und Zeitungen des 18. und 19. Jahrhunderts in Mittel- und Osteuropa* (Essen: Hobbing, 1987) wurde bereits 1987 eine überregionale Analyse angestrebt, obgleich unter dem Gesichtspunkt der Kulturbeziehungsforschung. Allerdings wird diese erste überregionale Forschungsleistung auch im rezensierten Band in dem Beitrag über das Bremer Projekt „Deutsche Presse“ (vgl. S. 29-48) gewürdigt.

Bezüglich des Wortgefüges „Überblick über den Bestand [...] der deutschsprachigen Zeitungen des Raumes“ sind wiederum Unstimmigkeiten festzustellen. Ein Tagungsband

sollte sich zumindest wegen der an ihn gestellten Forderung zur Auswertung von Informationen auf einen klar umrissenen und für die Untersuchungen repräsentativen Gegenstandsbereich begrenzen. Im vorliegenden Fall macht der breit angelegte geografische (Mittel- und Osteuropa) und zeitliche (18., 19. und 20. Jahrhundert) Rahmen einen Überblick über den deutschsprachigen Zeitungsbestand geradezu unmöglich. Eine viel realistischere Zielsetzung wäre gewesen, einen Überblick über die wichtigsten sprachlichen, historischen und kulturellen Charakteristika der bedeutendsten deutschsprachigen Zeitungen und Zeitungslandschaften zu erarbeiten. Das wird vom Band stellenweise verwirklicht, obwohl ehemals wichtige deutschsprachige Kulturregionen unterrepräsentiert sind oder gänzlich unbeachtet bleiben.

Der Band widmet sechs Beiträge der Presselandschaft der Baltischen Staaten, neun Beiträge der historischen Zeitungsproduktion in Polen (mit besonderem Augenmerk auf die *Lodzer Zeitung*, die in fünf Untersuchungen unter verschiedenen Gesichtspunkten beschrieben wird) und vier Beiträge den Zeitschriften und Zeitungen in Tschechien.

Die deutschsprachige Zeitungslandschaft im ehemaligen Königreich Ungarn ist eher lückenhaft, nur durch zwei Beiträge vertreten: *Andrea Seidler* (Wien) widmet ihre Untersuchung den sprachlichen Entstehungsbedingungen von Zeitungen und Zeitschriften im Königreich Ungarn unter dem Aspekt der Multiethnizität und Mehrsprachig-

keit (S. 361-378), während *Jörg Meier* (Bochum / Leiden) einen kurzen Überblick über die Geschichte, den Aufbau und die Perspektiven der deutschsprachigen Zeitungen in Oberungarn und der Slowakei von den Anfängen bis 1945 gibt (S. 347-359). Im letzten Beitrag des Bandes, der weitere Entwicklungstendenzen der deutschsprachigen Zeitungen in den MOE-Ländern unter dem Aspekt der deutschen Sprachpolitik nach 1989/1990 aufzeichnet, werden neben einer kurzen Beschreibung der nach 1989 entstandenen *Prager Zeitung* und der *Baltischen Rundschau* auch *Der neue Pester-Lloyd* [sic!], die *Neue Zeitung* und die *Budapester Zeitung* kurz skizziert (zur zeitgenössischen deutschsprachigen Presse des osteuropäischen Raumes siehe Olhausen, Manuela: *Politische Kommunikation im Wandel. Die deutschsprachige Presse des (ehemaligen) Ostblocks zwischen 1980 und 2000*. Hamburg: Verlag Dr. Kovac, 2005).

Ferner werden slowenische Presseerzeugnisse mit einem Beitrag über die *Laibacher Blätter*, kroatische mit zwei Beiträgen (über das deutschsprachige Zeitungswesen in Kroatien im Allgemeinen und über die Literaturbeilagen in der kroatischen deutschsprachigen Presse) sowie serbische mit einem Beitrag über die deutschen Zeitungen in der Wojwodina (Batschka) diskutiert. Weitere Fallstudien zur deutschsprachigen Presse gelten der Bukowina in den 1930er-Jahren, außerdem der Kulturzeitschrift *Der Bulgarienwart*, der *Odessaer Zeitung* und den deutschsprachigen Zeitungen Russlands.

Obwohl die hohe Anzahl der Untersuchungen, die der Zeitungsproduktion Polens und der Baltischen Staaten gewidmet sind, zweifellos zu begrüßen ist, kann sich die Rezensentin nicht des Eindrucks erwehren, dass der ebenso reichen deutschsprachigen historischen Presselandschaft Ungarns, mit ihren 1321 deutschsprachigen Zeitungen und Zeitschriften (1764-1918) (S. 352) nicht die ihnen gebührende Aufmerksamkeit geschenkt wird. Geschweige denn die Presseproduktion Siebenbürgens und des Banats, die im Band lediglich eine kurze Erwähnung findet, obwohl hier „die deutsche Sprache und die deutschsprachige Kultur seit der frühen Neuzeit eine bedeutende Rolle spielten“ (S. 30).

Zur ursprünglichen Zielsetzung des Bandes zurückkehrend wird man mit der aus linguistischer Sicht laienhaften Formulierung „sprachliche Form [...] der deutschsprachigen Zeitungen des Raumes“ konfrontiert. Da stellt man sich die Frage, auf welche sprachliche Ebene sich die Untersuchungen beziehen.

Der eben zitierte Anspruch wird in der Einführung etwas präzisiert, wo die Leistung des Bandes zum bisherigen Stand der Forschung geschildert wird: „nun [ist es] möglich [...] auch sprachliche Gemeinsamkeiten – sowohl hinsichtlich des lexikalischen und syntaktischen Profils als auch hinsichtlich der Entwicklung von Textsorten – darzustellen“ (S. XIV). Obwohl diese Schwerpunktsetzung auf überregionaler Untersuchungsebene tatsächlich als innovativ erscheint, zeigt ein Einblick in den Inhalt der Beiträge, dass

sie nur von einer relativ kleinen Gruppe von Beitragenden umgesetzt wird.

Abgesehen von den ersten zwei Studien des Bandes, die jeweils den theoretischen und den historischen Rahmen der Untersuchungen abstecken, werden aus den übrigen 31 Beiträgen nur in 10 Beiträgen (30%) sprach- und textsortengeschichtliche Untersuchungen durchgeführt, während 21 Beiträge (64% aller Texte) sich mit der ‚historischen Einbettung und kulturellen Traditionen‘ deutschsprachiger Zeitungen in den MOE-Ländern befassen. In Kenntnis dieser Prozentzahlen lässt sich die Feststellung des Einführungskapitels bestreiten, laut der „der Gesichtspunkt der Sprachverwendung in Zeitungen im Vordergrund steht“ (S. XVI).

Die oben ausgeführten kritischen Anmerkungen beabsichtigen keinesfalls, die Verdienste des Bandes zu unterschätzen. Zu diesen gehört eine sehr präzise textlinguistische Längsschnittuntersuchung von Britt-Marie Schuster (Gießen), die die „Entwicklung von Nachrichtentexten (1873-194) in der *Lodzer Zeitung* im Vergleich mit binnendeutschen Zeitungen (*Gießner Anzeiger* und *Frankfurter Zeitung*) (S. 225-249) darlegt.

Aus sprach- und textsortengeschichtlicher Perspektive ebenso erwähnenswert sind *Anne Arolds* (Tartu) „Beobachtungen zur deutschen Sprache in Livland im 18. und 19. Jahrhundert am Beispiel der *Dörptschen Zeitung*“ (S. 49-62), die durch eine Beschreibung von orthografischen, lexikalischen und grammatischen Besonderheiten der Anzeigensprache der *Dörptschen Zeitung* im Zeitraum

von 1791 bis 1875 neue Belege für das anwachsende sprachgeschichtliche Forschungsinteresse an historischen Zeitungsprodukten liefert. Solche Analysen sind umso höher einzuschätzen, als noch kein übergreifendes, für solche Forschungsvorhaben notwendiges, textanalytisches Untersuchungsinstrumentarium zur Verfügung steht – wie das von Jörg Meier, dem Mitherausgeber der Studienreihe *Germanistische Arbeiten zur Sprachgeschichte* behauptet wird (S. 355).

Auch wenn der angekündigte sprachgeschichtliche Charakter der Fragestellungen in manchen Fällen zu

bemängeln ist, liefert der vorgelegte Band allein dadurch wertvolle Forschungsdesiderate, dass Presseforschungen zu Regionen wie zur Wojwodina (Batschka), zu Kaunas, Odessa, Moskau oder Heydekrug erstmals angestoßen werden (S. XIV).

Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass der im Motto präzentrierte Konditionalsatz („Wenn es überhaupt Sinn macht, Zeitungen zu lesen...“) nach dem Lesen des oben vorgestellten Tagungsbandes in einen Aussagesatz verwandelt werden kann: Ja, es macht Sinn, historische Zeitungen zu lesen.

Ágota Nagy (*Veszprém*)

Orosz, Magdolna; Schönert, Jörg (Hg.): Narratologie interkulturell: Entwicklungen – Theorien. Frankfurt a.M.: Peter Lang, 2004 (Budapester Studien zur Literaturwissenschaft 5). 207 S.; Kindt, Tom; Teller, Katalin (Hg.): Narratologie interkulturell. Studien zu interkulturellen Konstellationen in der deutschsprachigen und ungarischen Literatur 1880-1930. Frankfurt a.M.: Peter Lang, 2005 (Budapester Studien zur Literaturwissenschaft 6). 231 S.

Innerhalb der 2001 von Magdolna Orosz initiierten Reihe *Budapester Studien zur Literaturwissenschaft* sind vor kurzem zwei Neuerscheinungen zum Thema *Interkulturalität und Narratologie* veröffentlicht worden. Die zwei Bände präsentieren die Ergebnisse eines deutsch-ungarischen Forschungsprojektes, an dem in den Jahren 2002-2003 MitarbeiterInnen des Instituts für Germanistik II und der Forschergruppe Narratologie an der Universität Hamburg sowie des

Lehrstuhls für deutschsprachige Literaturen der Eötvös-Loránd-Universität Budapest unter der Projektleitung von Magdolna Orosz und Jörg Schönert teilgenommen haben.

Die Projektteilnehmer gingen von der seit den 1990er Jahren in Folge der ‚kulturellen Wende‘ in den Geisteswissenschaften allgemein akzeptierten Einsicht aus, dass die Literatur und die literarischen Erzähltexte, beziehungsweise die Geisteswissenschaften und die erzähltheoretischen Konzeptionen

nicht nur durch ihre ‚Kulturalität‘, d.i. ihre vielfältige Eingebundenheit in die Kultur eines raumzeitlich begrenzten Soziums charakterisiert werden können. Wie alle kulturellen Arte- und Mentefakte können sie auch als Gegenstand von Austauschbeziehungen und Fremdwahrnehmungsprozessen unterschiedlicher Kulturen fungieren. Andererseits können sie die kulturellen Austauschbeziehungen, beziehungsweise die Formen unterschiedlicher Synkretismen einer Kultur auch selbst entfalten oder thematisieren. Ziel des Projektes war es, zu den aktuellen Diskussionen in diesem interkulturellen Forschungsbereich aus einem neuen Blickwinkel, von der Narratologie her etwas beizutragen und *das Verhältnis zwischen ‚Interkulturalität‘ und ‚Narratologie‘* mit Hilfe von drei Fragenkomplexen zu beleuchten. (1) Der theoretische Schwerpunkt der Projektteilnehmer bezog sich auf die Frage, ob die – in letzter Zeit im Zuge der ‚narrativistischen Wende‘ sich ebenfalls stark verändernde – Narratologie im Lichte der neuen Interkulturalitätsforschungen einer Rekonzeptualisierung bedarf. Muss sie sich zur interkulturellen Narratologie verselbständigen, oder reicht ihr klassisches Begriffs- und Analyse-Instrumentarium zum Erfassen der interkulturellen Aspekte von literarischen Erzähltexten aus? Wie überhaupt kann Interkulturalität in literarischen und nicht-literarischen Texten narrativ gestaltet werden? (2) Der zweite Fragenkomplex rückte wissenschaftsgeschichtliche Problemfelder in den Blick. Vor dem Hintergrund des Bewusstseins über

die (Inter)Kulturalität der einzelnen Disziplinen richteten sich die Fragen darauf, wie in der Entwicklung der Narratologie im deutschsprachigen Raum beziehungsweise in Ungarn seit Mitte der 1960er Jahre die Konstellationen und Interaktionsprozesse unterschiedlicher Wissenschaftskulturen die Selbst- und Fremdwahrnehmung bestimmter Theoretiker, theoretischer Schulen und Forschungstraditionen, beziehungsweise die Modifikationen (oder eben die Herausbildung) von Theorien beeinflussten. (3) Der dritte Fragenkomplex rückte schließlich Problemfelder der Textanalyse in den Blick. Die Aufmerksamkeit der Projektteilnehmer konzentrierte sich darauf, wie sich Interkulturalität in Texten aus der Zeit zwischen 1880 und 1930 gestalten lässt.

Die Aufsätze des ersten Projektbandes widmen sich den ersten zwei Fragenkomplexen. Der zweite Band hat den dritten Fragenkomplex zum Gegenstand. Im Folgenden sollen nun die auf die Leitfragen gegebenen diversen Antworten der Projektteilnehmer gesichtet und vorgestellt werden.

1. Konzeptuelle Probleme

Der theoretische Block des ersten Projektbandes versammelt sechs Beiträge, die, wie bereits erwähnt, die Frage der Notwendigkeit einer – im Rahmen der Kulturwissenschaften wie der ‚postklassischen Narratologie‘ in letzter Zeit in wachsendem Maße geforderten und anvisierten – interkulturellen Rekonzeptualisierung der Narratologie behandeln. Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass die

Verfasser der Beiträge die Etablierung einer neuen Spezialnarratologie definitiv ablehnen. Allerdings kommen sie nicht nur auf unterschiedlichem Wege – vermittelt einer Kritik kontextualistischer Positionen (*Tom Kindt, Hans-Harald Müller, Katalin Teller*); durch eine Untersuchung älterer und neuerer Entwicklungen auf dem Gebiet der Narratologie, beziehungsweise der Kulturwissenschaften und der interkulturellen Germanistik im Hinblick auf ihr interkulturelles Potential (*Magdolna Orosz*); durch die Untersuchung der Perspektiven der Texttheorie für die interkulturelle Textanalyse (*Jörg Schönert*), wie die Überprüfung der Anwendbarkeit eines textanalytischen Standardmodells an ethnographischen Reportagen (*Heinz Hillmann*) – zu dieser Feststellung; auch stellen sie sich die adäquate Deskription und Analyse interkulturellen Erzählens innerhalb anderer Disziplinen – im Rahmen der Interkulturalitätsforschung (Kindt, Müller), im Bezugsrahmen von der klassischen Narratologie (Orosz, Teller), innerhalb einer als Texttheorie konzipierten Narratologie (Schönert), beziehungsweise der Textanalyse (Hillmann) – vor.

Tom Kindt, Hans-Harald Müller und Katalin Teller gehen also in ihren Beiträgen von der Kritik der Argumentation von Theoretikern aus, die für einen *contextual turn* der Narratologie eintreten. Tom Kindt und Hans-Harald Müller beziehen sich dabei auf exemplarische Schriften von David Darby, Susan Lanser, David Herman und Ansgar Nünning und weisen nach, dass diese im Grunde keine stichhaltige Be-

gründung für eine *kontextualistische Narratologie* liefern. Vor dem Hintergrund einer thematischen Bestimmung der Interkulturalität von Texten zum einen (Thematisierung der Beziehungen mindestens zweier Kulturen mittels symbolischer Bezugnahme auf deren Arte- und Mentefakte beziehungsweise Konventionen), und der Abgrenzung einer Teilmenge interkultureller Texte als interkulturelle Erzähltexte zum anderen (Realisierung des Themas in Form von Zustandsveränderungen) plädieren sie dann für eine *Interkulturalitätsforschung*, die sich des Beschreibungs- und Analyseinstrumentariums der klassischen Narratologie bedient. Katalin Teller polemisiert in ihrem Beitrag mit dem *kulturanalytischen Ansatz* (Cultural Analysis) von Mieke Bal, die in einem gewissen Sinne den Vorschlag von Kindt und Müller realisiert und auf der Basis eines ‚close reading‘ Objekte einer Kultur (d.h. Kunstobjekte, aber auch Theorien) beschreibt. Teller weist die Unschärfen der zentralen Begriffe (‚kulturelles Objekt‘, ‚Intersubjektivität‘, ‚Begriff‘, ‚kulturelle Prozesse‘ wie synchrone und diachrone Wanderung von Begriffen und Sinnen zwischen Disziplinen, Medien und Kulturen), beziehungsweise die Inkonsequenzen bestimmter methodologischer Elemente (Begriffsauswahl, Interaktivität der Beschreibung) von Bals Kulturanalyse nach, und spricht sich für den Bereich der Analyse der interdisziplinären und interkulturellen Wanderung narratologischer Begriffe für die Anwendung bereits ausgearbeiteter Theorien und Methoden sowohl innerhalb der Kulturwissen-

schaften (*Kultursemiotik*) als auch auf dem Gebiet der Narratologie (*Theorie der möglichen Welten*) aus.

Magdolna Orosz verfolgt eine andere Konzeption. Vor dem Hintergrund einer Beobachtung Ansgar Nünning's, der zufolge der Prozess der Ablösung der klassischen Narratologie durch neue Narratologien eine ‚Pendelbewegung‘ zwischen textwissenschaftlichem Fundamentalismus und Kontextualismus beschreibt, geht Orosz in ihrem Beitrag von der Annahme aus, dass sich zwischen den (jeweils radikalen) Eckpositionen dieser Bewegung Ansätze bestimmen lassen, die zwischen diesen Positionen vermitteln können. Orosz untersucht daher auf systematische Weise ältere wie neuere Entwicklungen auf dem Gebiet der klassischen Narratologie beziehungsweise der Kulturwissenschaften und der interkulturellen Germanistik im Hinblick auf ihr Vermittlungspotential und kommt dabei zu dem Ergebnis, dass im Grunde auf keinem dieser Gebiete bei der Analyse kontextueller Faktoren die Prinzipien der klassischen Narratologie aufgegeben worden sind. Daher plädiert sie für die Bezeichnung ‚interkulturelle Narratologie‘ als metonymische Verkürzung für ‚interkulturell orientierte Anwendung der Narratologie‘ und bestimmt deren Ziele in der Erforschung der interkulturellen Aspekte des Erzählens, beziehungsweise des interkulturellen Erzählens, wobei sie als Untersuchungsfeld nicht nur thematische Elemente der ‚Geschichte‘, sondern auch Eigentümlichkeiten des ‚Erzähl-diskurses‘ benennt.

Jörg Schönert nähert sich dem Problem innerhalb einer Konzeption der Narratologie als Texttheorie. Von einem Entwurf eines texttheoretischen Modells für die Beschreibung der die kommunikative Vermittlung (deren Art und Inhalt) betreffenden Aspekte fiktionaler Texte ausgehend, positioniert er die Narratologie – die er in einem weiteren Sinne als Wissensordnung, im engeren Sinne aber als Erzählforschung versteht – innerhalb der *Texttheorie* und prüft deren Möglichkeiten für die Beschreibung der Charakteristika interkulturellen Erzählens. Sein Fazit: versteht man unter interkulturellem Erzählen einen Modus der interkulturellen Kommunikation, der unterschiedliche Kulturerfahrungen zueinander in Beziehung setzt, so gehört die Beschreibung der kulturellen und interkulturellen Bestimmtheit von Texten zum Anwendungsbereich einer *sozial- und kulturhistorisch aufgeklärten Narratologie*, die mit Hilfe texttheoretisch erarbeiteter Aspekte und Elemente vorgeht.

Heinz Hillmann wählt als Ausgangspunkt die eigene Analysepraxis und untersucht die Möglichkeiten seines eher strukturalistisch ausgerichteten textanalytischen Modells im Hinblick auf das Erfassen interkultureller Aspekte von Erzähltexten. Die *aspektanalytische Anwendung seines Standardmodells* wird am Beispiel der ethnographischen Reportage demonstriert.

2. Forschungsgeschichtliche Fragen

Der zweite thematische Block des ersten Projektbandes umfasst fünf

Beiträge zur Interkulturalität der Narratologie. Im Zentrum der Untersuchung steht die Entwicklung der Narratologie in den letzten 40 Jahren im deutschsprachigen Raum und in Ungarn im Zusammenhang interdisziplinärer und interkultureller Wechselbeziehungen verschiedener Wissenschaftskulturen.

Zwei der Beiträge, die von *Anja Cornils* und von *Wilhelm Tschernus*, haben das Œuvre des österreichischen Erzähltheoretikers Franz K. Stanzel zum Thema. Die Akzentuierung Stanzels im Kontext der Interkulturalität ist leicht nachvollziehbar: Er war der erste, dessen Werk die Verbindung zwischen internationaler Forschung und spezifischen Fragen der deutschen Literaturwissenschaft herstellte; außerdem bereichern seine Studien seit den 50er Jahren durchgehend auch die internationale Diskussion. Den unmittelbaren Anlass zu den zwei Aufsätzen bildete Stanzels neueste Publikation *Unterwegs – Erzähltheorie für Leser* (2002), dessen *Einleitung* eine retrospektive Auseinandersetzung mit den eigenen Arbeiten und mit der Kritik darstellt. Anja Cornils stellt die Frage, welche intra- und interkulturelle Faktoren zur Änderung der Selbst- und Fremdbeurteilung von Stanzel im Grunde derselben Theorie beigetragen haben. Sie arbeitet anschaulich heraus, wie Stanzels Selbstprofilierung in den im Inland geführten Debatten mit Käthe Hamburger, seine geschickte Publikationsstrategie, die englischen Übersetzungen seiner Werke, beziehungsweise deren internationale, überwiegend von Dorrit Cohn gelenkte Rezeption die Modifikationen der

Theorie und die Änderung von Stanzels Selbsteinschätzung (die positive Umdeutung der Zuschreibung von ‚low structuralist‘) bewegten. Wilhelm Tschernus richtet sein Augenmerk auf Stanzels Argumentationsstrategie bei der Verteidigung seines Ansatzes gegenüber einer Kritik, die Stanzels Ansicht nach tendenziell und inadäquat die Ambivalenzen seiner Theorie (etwa konzeptionelle Schwäche vs. applikative Relevanz) akzentuiert. Mit einem leicht ironischen Unterton sammelt und kommentiert Tschernus die Argumente Stanzels und beleuchtet nachher die Modifikationen der visuellen Repräsentation seiner Theorie mit Bezug auf einige Aspekte von deren Entwicklung und auf Theoriemodelle, die als Vorgänger, beziehungsweise als Konkurrenten von Stanzels Modell gelten.

Anja Cornils untersucht in ihrem zweiten Beitrag zwei interdisziplinäre Tagungen, die für die deutsche Erzählforschung von großer Bedeutung waren: das fünfte Kolloquium der Forschergruppe *Poetik und Hermeneutik* von 1970 zum Thema *Ereignis und Erzählung in der Geschichte* auf der Reichenau, sowie das 1980 von Eberhard Lämmert initiierte Symposium der Deutschen Forschungsgemeinschaft in Bad Harzburg zur *Erzählforschung*. In präzisen Analysen der Tagungsbeiträge und ihrer Rezensionen stellt Cornils fest, dass es im Gegensatz zu der Reichenau-Tagung, wo die Vertreter unterschiedlicher Disziplinen bei der Bestimmung der ‚Geschichte‘ vorwiegend auf internationale Ansätze zurückgegriffen und ihre gemeinsame Diskussionsgrundlage in den

geschichtsphilosophischen Arbeiten Arthur C. Dantos gefunden haben, gelang es der Erzählforschung in Bad Harzburg bereits, unterschiedliche Disziplinen unter ihrem Dach zu versammeln. Das erklärt sich laut Cornils zum einen dadurch, dass Erzähltheorie in Deutschland Anfang der 80er Jahre zu einem vielbeachteten Thema avancierte, zum anderen dadurch, dass in den Jahren 1960-1980 in Deutschland „durch die Einbettung der Interpretationslehre in eine allgemeine Hermeneutik, durch die Beteiligung der empirischen Sozialwissenschaften an der Analyse kommunikativer Sprechhandlungen, durch den verstärkten Austausch zwischen Sprach- und Literaturwissenschaft“ und eine Verbindung zwischen struktureller und historischer Erzählforschung eine Ausweitung interdisziplinärer Forschung erfolgte.

Amália Kerekes, Magdolna Orosz und Katalin Teller nehmen in ihren Ausführungen über die Entwicklungslinien der ungarischen Literaturwissenschaft in erster Linie die germanistischen Arbeiten ins Visier und überblicken – mit ständigen Verweisen auf die besonderen politisch, ideologisch vereinheitlichenden Tendenzen im Land – nicht nur die Hauptlinien der Entwicklung der germanistischen Narratologie und der Rezeption – ihre kultursemiotische Grundorientierung in den 60er und 70er Jahren, die heftigen literaturwissenschaftlichen Debatten der 70er Jahre im Institut für Literaturwissenschaft der Ungarischen Akademie der Wissenschaften, die Durchsetzung der hermeneutischen

Orientierung in den 80ern und die (den Übersetzungen häufig vorausgehende) Aufnahme und Anwendung der Dekonstruktion, den Kulturwissenschaften und des französischen Neustrukturalismus in den 90ern –, sondern auch ihre Besonderheiten: die Weiterführung der Theorie der möglichen Welten in Szeged und die Rezeption russischer narratologischer Konzepte in Pécs und Budapest.

Tibor Bónus befasst sich mit der Rezeptionsgeschichte von Roland Barthes in Ungarn. Barthes gehört zu den wenigen „westlichen“ Literaturwissenschaftlern, deren Texte in Ungarn in zwei Etappen rezipiert wurden: Ende der 60er Jahre, von der im Zeichen des Strukturalismus und der Literatursemiotik aufbrechenden Literaturwissenschaft und in den 90er Jahren im Zeichen der Dekonstruktion. Bónus macht in seinem Beitrag durch eine Kritik an Gergely Angyalosits Barthes-Monographie (1996) diese Partialität der Rezeption nachvollziehbar.

3. Historische Studien

Der zweite Projektband umfasst elf Beiträge, die „anhand deutscher und ungarischer Texte aus der Zeit zwischen 1880 und 1930 der Frage nachgehen, mit welchen erzählerischen und anderen Mitteln sich die Begegnungen von Kulturen und die Erfahrung von Alterität gestalten lässt.“ Die Autoren gingen in ihren Aufsätzen von den Ergebnissen der theoretischen Projektarbeit aus und legten ihren Analysen ein einheitliches – und in den Hauptzügen auf die Überlegungen von Magdolna Orosz, Jörg Schönert und Tom

Kindt zurückgehendes – Konzept der Erforschung interkulturellen Erzählens zu Grunde.

Die erste Gruppe von Beiträgen umfasst vier Studien, die sich mit narrativen Elementen und der Gestaltung interkultureller Konstellationen in Gattungen beschäftigt, in denen das Erzählen traditionell keine oder nur eine untergeordnete Rolle spielt. (1) *Ariane Eichenberg* behandelt die Thronreden Franz Joseph I. zwischen 1848-1916. Nach einer einleitenden Bestimmung von öffentlichen Staatsreden als *Staatserzählungen*, die in ihre performativen und deklarativen Redeteile auch Erzählteile als Nebenstruktur einlagern und als geschichts- und identitätsbildende *Reichsmythen* funktionieren, arbeitet Eichenberg heraus, dass die Reden von Franz Joseph I. diesen Mythos überraschenderweise als *Einheitsmythos* konzipieren: Auf allen Erzählebenen wird statt der vom Kaiser beteuerten Differenz und Multikulturalität des Reichs eine unter der Führung des Hauses Habsburg von Gottes Gnaden bestehende mythische Einheit propagiert. (2) Im Unterschied zum österreichischen Kaiser, der nur sparsam auf die alte Geschichte Österreichs hinweist, ist Kaiser Wilhelm II. – so *Heinz Hillmann* – „ein regelrechter Mythopoet seines Reiches“, „der jeden Anlass einer Rede ungeniert in eine Geschichte verwandelt und so seinem jungen Reich ein altes Fundament erdichtet.“ Der von ihm erzählte Mythos, den Hillmann durch die Analyse einiger Reden aus der Zeit zwischen 1890-1902 herausarbeitet, ist ein *Reichsmythos genealogischer Art*,

der einen gegenwärtigen innen- oder außenpolitischen Gegensatz des Eigenen (als das Rechte, Wahre, Gute und Gottgewollte) und des Fremden (als dem Falschen, Bösen und Teufelischen) unter parallelisierender Zuhilfenahme von Geschichten aus der bis Karl dem Großen, ja bis zu Cäsar (oder gar Moses) zurückgeführten Reichsgenealogie überbrückt, oder vielmehr bis zu einem „Kampf der Kulturen“ steigert und damit die hegemonialen Ansprüche Deutschlands legitimiert. Hillmann zeichnet auch auf, wie dieser monokulturelle Mythos allmählich „an Zeittiefe und Himmelhöhe“ gewinnt, und in der Aachener Rede (1902) durch die Ersetzung des Wortes ‚deutsch‘ durch ‚germanisch‘ zu einer „*Germanen-Erzählung*“ wird. (3) *Thomas von Ahn* und *Hans-Harald Müller* behandeln nach einer detailreichen Rekonstruktion der Entstehungs- und Übersetzungsgeschichte von Georg Lukács' Einleitungssessay zu der Sammlung *Die Seele und die Formen. Essays* (1911) die narrativen Elemente der Argumentation der zwei Fassungen des Essays. Ihr Fazit: die ungarisch- und die deutschsprachige Version führen bei gleicher Argumentation zur Stützung unterschiedlicher Thesen: während die frühere ungarische Fassung die Grundfrage des Versuchs – die Frage nach der Eigenständigkeit der Form des Essays – mit einem ‚vielleicht‘ beantwortet, gibt die von Lukács überarbeitete deutsche Version ein eindeutiges ‚Ja‘ als Antwort. Die spannende Frage indes, was diese Differenz begründet, wird von den Autoren auf später verschoben. (4) Den

Gegenstand der kulturesemiotischen Untersuchung von *Amália Kerekes* bildet die Darstellung des Interkulturellen in Béla Balázs' Feuilletons, die er nach dem Sturz der Räterepublik fast vier Jahre lang für die Wiener sozialdemokratische Tageszeitung *Der Tag* verfasst hat. Kerekes untersucht zunächst den weiteren Kontext von Balázs' Publizistik, und versucht dann, sein inter- und intrakulturelles Agieren in diesem Umfeld festzuhalten. Sie kommt dabei zu dem Ergebnis, dass sich in Balázs' Publizistik eine Spannung zwischen eigener semiotischer Praxis – der Dynamisierung des Verhältnisses zwischen Zentren und Peripherien – und den von der Gattung auferlegten vereinheitlichenden und neutralisierenden Normen festhalten lässt. Im Gegensatz zur bisherigen Kritik bringt Kerekes das überzeugend mit Balázs' Wahrnehmungs-Ästhetik in Zusammenhang.

Eine zweite Gruppe von Aufsätzen widmet sich dem Umgang mit Alterität in deskriptiv-narrativen Genres wie dem Reisebericht (Gabriella Rácz, Ferenc Szász) oder dem Kulturporträt (Andreas Herzog). *Gabriella Rácz* befasst sich mit Arnold Zweigs Werk *Das ostjüdische Antlitz* (1920), wo Zweig Hermann Strucks Lithographien osteuropäischer Juden kommentiert. Nach der Verortung des Werks im Identitätsfindungsprozess Zweigs untersucht Rácz das durch das Werk vermittelte Bild der ostjüdischen Kultur. Der Beitrag endet mit der spannenden Annahme, dass Zweigs kontrastierende Kulturbild-Konstruktion im Dienste seines Versuchs

der moralischen Bestätigung der eigenen westjüdischen Kultur und Existenz steht. *Ferenc Szász* bestimmt zunächst die Gattung des Reiseberichts als eine genuin interkulturelle Form faktualdidaktischen Erzählens und untersucht dann den Reisebericht *Neue Menschen auf alter Erde. Eine Palästinafahrt* (1925) des Wiener Schriftstellers Felix Salten über seine Palästina-Reise. Szász weist nach, wie Salten die kontrastierende Grundstruktur der Gattung (Eigenes vs. Fremdes) durch die Teilung des Fremden in ein geteiltes Eigenes (alte jüdische Kultur vs. neue jüdische Kultur) und Fremdes (christliche Kultur, arabische Kultur) modifiziert und die Kontraste zu versöhnen sucht. *Andreas Herzog* arbeitet schließlich nach einer einführenden Problematisierung des Begriffs ‚Interkulturalität‘ die narrativen Techniken und rhetorischen Strategien heraus, mit denen Arthur Holitscher in seinem Reisebericht *Das unruhige Asien. Reise durch Indien-China-Japan* (1926) vom Hinduismus und Buddhismus geprägte fremde Kulturen beschreibt.

Die dritte Gruppe der Texte behandelt schließlich die Darstellung und Verarbeitung von Interkulturalität im Bereich der Epik. *Jörg Schönert* führt in seinem Beitrag Norbert Mecklenburgs Analyse des „interkulturellen Projekts“ des deutsch-jüdischen Schriftstellers Karl Emil Franzos weiter, mit Hilfe von Publizistik und Literatur das zivilisatorisch rückständige „Halb-Asien“ (Galizien) bei Erhaltung der eigenen kulturellen Kraft zu modernisieren. Schönert zeigt die von Franzos verwendeten narrativen

Verfahren zur Umsetzung dieses Projektes am Beispiel einer frühen Reiseskizze *Von Wien nach Czernowitz* (1875) und eines Genrebildes *Markttag in Barnow* (1878) auf und stellt fest, dass narrativ entwickelte Interkulturalität zum einen durch unterschiedliche Perspektivierungen im Erzählen, zum anderen durch kulturkritische und um die Gunst des Lesers werbende Essay-Kommentare der Erzählinstanz, zum dritten durch eine antithetische Gestaltung des erzählten Raumes (Galizien als Ort des Kulturkonflikts zwischen der Welt des gebildeten Europas und der des barbarischen Asiens) aufgebaut wird. Péter Varga arbeitet die Funktion der Gegenüberstellung und (interreligiöse) Verflechtung von Sakralem und Profanem in zwei Kriegserzählungen – *Der Sieger* (1918) und *Heimkehr* (1918) – von Andreas Latzko heraus. Magdolna Orosz untersucht die Eigenarten interkulturellen Erzählens am Beispiel der Trivulzio-Novellen des ungarischen Erzählers Viktor Cholnoky. Nach einer Problematisierung der Betrachtung der Novellen als Novel lenzyklus und der Beschreibung der narratologischen Eigenart – der Verfremdung des Erzählten durch den Erzähldiskurs (durch unrekonstruierbare zyklische Zusammenhänge, Unabgeschlossenheit, doppelte Perspektive, die Heterogenität und Andersheit der Erzählerfigur etc.) – der Novellen arbeitet Orosz die interkulturellen Elemente des Erzählens und die narrative Thematisierung der Relationen verschiedener Kulturen heraus. Sie kommt dabei zu dem

Ergebnis, dass diese sich in das Œuvre Cholnokys und in die sich verändernde Erzählliteratur der Jahrhundertwende integrieren lassen, vor allem aber als Mittel zur Thematisierung allgemeiner Probleme um die Jahrhundertwende, zur Artikulierung der radikalen Transformation des Konzepts der ‚Person‘ dienen. Katalin Teller überprüft schließlich die Gültigkeit der Behauptung von Ortrud Gutjahr, wonach reflektierte Fremderfahrung in einem literarischen Text Konsequenzen hinsichtlich gattungsbezogener Strategien nach sich zieht, am Beispiel von Robert Musils *Die Portugiesin* (1924). Nach der thematisch-motivischen Entfaltung der Fremderfahrung sowie dem Herausarbeiten der Paradoxa der Gattungswahl und der Erzählhaltung kommt sie unter Einbezug des breiteren Kontexts des Musil'schen Werks zu der Feststellung, dass Erzählen und Fremddarstellung bei Musil nicht parallelisiert werden können: die überdiskursive Aneignung der Fremdheit macht sich selber entweder nichtig oder stumm.

Die zwei Neuerscheinungen zum Thema *Interkulturalität und Narratologie* stellen insgesamt einen anregenden Beitrag sowohl zu aktuellen Diskussionen in der Interkulturalitätsforschung wie auch innerhalb der Narratologie. Sie bieten eine diverse Einheit von Theorie und Anwendung und geben literaturtheoretisch interessierten Lesern eine nützliche Orientierung auf diesen Forschungsfeldern.

Erzsébet Szabó (Szeged)

Schumacher, Helmut; Kubczak, Jaqueline; Schmidt, Renate; de Ruiter, Vera: VALBU – Valenzwörterbuch deutscher Verben. Tübingen: Gunter Narr, 2004 (Studien zur deutschen Sprache 31). 1040 S.

Helmut Schumacher, Jaqueline Kubczak, Renate Schmidt und Vera de Ruiter zeichnen sich für dieses neue Wörterbuch verantwortlich, das schon im Titel sein Kürzel VALBU trägt und damit sein Konzept verdeutlicht, nämlich ein auf valenztheoretischer Basis beruhendes Wörterbuch für deutsche Verben sein zu wollen – an dieser Stelle sei vorweggenommen: Es ist mehr als ein Wörterbuch.

Das *Valenzwörterbuch deutscher Verben* wendet sich in erster Linie an Lehrkräfte, Lehrbuchautoren und fortgeschrittene Lerner des Deutschen als Fremdsprache. Es ist in seiner Art bahnbrechend. 638 Verben wurden aus dem Verbbestand in der Wortschatzliste des „Zertifikats Deutsch“ unter dem Gesichtspunkt der sprachlichen Bewältigung von Alltagssituationen ausgewählt. Das Wörterbuch geht aber über die Zertifikatsanforderungen hinaus, indem es „[a]lle wichtigen standardsprachlichen Verwendungsweisen dieser Verben in Deutschland“ (S. 21) anführt.

Grob gesehen lässt sich VALBU in drei große Abschnitte gliedern: den Vorspann (u.a. mit Einleitung ins VALBU (S. 19-24), Wörterbuchgrammatik (S. 24-64), Einführung in den Wörterbuchteil (S. 64-114), Abkürzungen und Zeichen (S. 114-120), den alphabetisch geordneten Wörterbuchteil (S. 123-880) und den Nachspann (mit der Bibliografie, die sich gliedert

in Quellenverzeichnis einschließlich der verwendeten Kurztitel (S. 883-925), Verzeichnis der verwendeten Nachschlagewerke, Monografien und Aufsätze (S. 926-935); mit einem Registerteil, der ein Verzeichnis der Satzmodelle (S. 941-993) und ein alphabetisch geordnetes Verb-Register (S. 994-1040) enthält. Der umfangreiche Vorspann veranschaulicht, wie wichtig den Autoren, der theoretische Hintergrund für ihr Vorgehen ist, und dass sie großen Wert darauf legen, dass dieser auch dem Benutzer nachvollziehbar gemacht wird. Dadurch wächst das VALBU weit über übliche Wörterbücher hinaus und wird sicher nicht nur Gegenstand lexikographischer Diskussionen sein.

Weiterhin ist das Wörterbuch nicht nur wegen seiner Fülle an semantischen und morpho-syntaktischen Informationen, die auf neuester Fachliteratur beruhen, hochaktuell, sondern auch wegen der sorgfältig ausgewählten Beispielsätze, die authentischen Texten entnommen wurden. Das den Belegen zugrunde liegende umfangreiche Korpus umfasst belletristische und publizistische Texte der deutschen Gegenwartssprache.

Der Aufbau der Lemmata sei exemplarisch an einem Auszug zum Verb *landen* (S. 511) illustriert (die Formatierung entspricht aus Gründen der Textverarbeitung nicht dem Original):

landen landet – landete – ist gelandet

landen 1 an Land gelangen

landen 2 irgendwo an einen Endpunkt gelangen

SBP landen 1 NomE (AdvE)

BED vom Wasser oder aus der Luft irgendwo an Land, auf den Boden gelangen. (1) [Wegen dichten Nebels] konnte die Maschine [nicht] in Frankfurt landen.

BELR NomE: dasjenige, das an Land gelangt: Person/ Tier/Fahrzeug [Flugzeug, Schiff] (2) [1969] landeten [erstmal] Menschen auf dem Mond. (3) Der Skispringer landete [nach einem langen Flug] [sicher] auf der Piste. [...] (AdvE): Ort

auf +D/in +D/ ...: Ortspunkt

bei +D: Ortspunkt/[indirekt Person]

(7) Der Hubschrauber, der das Feuer löschen sollte, sollte auf den Bahngleisen landen. (nach MM, 4.2.88, S. 21) [...]

PASSK Werden-Passiv: nur unpersönlich werden: (10) Die Menschen, die in der Nähe vom Frankfurter Flughafen wohnen, haben es schwer, denn es wird [alle paar Minuten] gelandet und gestartet.

WORTB die Landung

ANM – Mit einer temporalen AdvG, einer NG im A bzw. PröpG [*an+D/um+A/...*] kann auf den Zeitpunkt, an dem etwas an Land gelangt, Bezug genommen werden: (11) Das Flugzeug landet [am Freitag um 9 Uhr] in Düsseldorf. [...]

- Gelegentlich wird mit einer PröpG [mit+D] auf das Fahrzeug, mit dem gelandet wird, Bezug genommen: (12) Ich habe neulich einen Landestreifen hell markiert, damit mein Jagdgast [mit seiner Privatmaschine] landen konnte. (nach Grzimek, S. 144)

- Gelegentlich wird mit einer PröpG [auf+D] auf den Körperteil Bezug genommen, mit dem der Boden berührt wird: (13) Statt graziös in die Luft emporzusteigen, wie sie es vorhatte, landet sie [ziemlich plump] [auf dem Arsch]. (BerlZ, 15.5.98, S. VI) [...]

WBED landen 2 NomE AdvE; AdvE: auf+D/in+D/ vor +D/...

jemand [Person/Institution]/etwas [konkr. Objekt/ abstr. Objekt] gelangt irgendwo an einen Endpunkt an (15) Nicht alle Handwerker, die sich „schwarz“ etwas dazuerdienen, landen [schließlich] vor Gericht. (nach MM, 8.4.88, S. 19) [...]

PHRAS Idiom: *gut gelandet sein*: gut angekommen sein; *bei jemandem (nicht) landen können*: bei jemandem (keinen) Erfolg haben

G.ANM – Nicht behandelt wird hier das Verb *landen*, bei dem das Perfekt mit *haben* gebildet wird.

Die Lemmata enthalten neben der Kennzeichnung des Hauptakzents wichtige Hinweise zur Morphologie, Syntax, Semantik, Wortbildung, Phraseologie und Stilistik des betreffenden Verbs. Den Erläuterungen zu den einzelnen Verbvarianten geht der jeweilige Satzbauplan (SBP) voraus, die Ergänzungen werden in obligatorische und fakultative (durch runde Klammern markiert) unterteilt. Durch einen Schrägstrich sind alternative Realisierungsmöglichkeiten getrennt. Die Semantik der jeweiligen Ergänzungen wird einzeln – leicht verständlich – erklärt. Nach den Ergänzungen aufscheinende eckige Klammer-Einträge dienen der „kategorialen Bestimmung“ bzw. „speziellen semantischen Informationen“ wie der indirekten Charakterisierung, dem Rollentransfer sowie der funktionalen Bestimmung (Erläuterungen dazu vgl. S. 104-105). Satzformige Ergänzungen scheinen am Ende des Beispielblocks auf, z.B. *dass*-Satz, Infinitiv mit *zu* (Inf+) oder indirekter Fragesatz (*w-Frag*).

Im Artikelfuß gibt es Hinweise zur Phraseologie (PHRAS), generelle Anmerkungen (G.ANM) und einen Verweis auf die Verbfamilie (VERBF). Nötigenfalls gibt es bei den Idiomen auch eine Kennzeichnung der Stilebene.

Die Beispielsätze zu den Ergänzungen sind fortlaufend nummeriert, wodurch Querverweise innerhalb des Wörterbuchartikels möglich sind. Die eckigen Klammern in den Belegen kennzeichnen allerdings nicht nur Realisierungsmöglichkeiten der Ergänzungen, sondern auch Angaben, was sicher für den Benutzer verwirrend ist.

(Hier sind später die Lehrenden gefordert, die Lerner umsichtig in den Umgang mit dem Wörterbuch einzuführen. In diesem Zusammenhang sollten die Autoren vielleicht nach Möglichkeiten suchen, die diversen Artikel, in denen sie ihre Entscheidung bei Problemfällen begründen, via Internet allen Interessierten zugänglich zu machen. Es würden dadurch bestimmte Entscheidungen der Autoren für den Benutzer noch durchschaubarer sein.)

Da im Rahmen der Besprechung eines derart umfangreichen Werkes nicht auf alle Einzelheiten eingegangen werden kann, seien an dieser Stelle lediglich einige Bereiche herausgegriffen, die besonders aus der DaF-Perspektive von Relevanz sind, und zwar die Unterscheidung von Ergänzungen und Angaben, Korrelate, Pertinenzelemente sowie die Handhabung der Passivfähigkeit.

In den meisten Wörterbüchern sind Valenzinformationen nicht über grammatische Termini und Pro-Formen explizit dargestellt, sondern der Benutzer muss sie sich selbst durch die Beispielsätze erarbeiten. Vor allem bei Sprachen, die im Vergleich zum Deutschen die Aktanten mikro- bzw. makrovalenziell anders realisieren, sind Informationen zu obligatorischen bzw. fakultativen Ergänzungen (E) wie auch zu häufig bei einem Verb vorkommenden Angaben (A) für den DaF-Lerner von außerordentlicher Wichtigkeit. Allerdings wird mit der Unterscheidung von obligatorischen und fakultativen Ergänzungen sowie deren Abgrenzung von den Angaben zugleich ein besonders heikles Thema in der Valenz-

diskussion aufgegriffen. Hier braucht der Nicht-Muttersprachler sehr viel Hilfe, da er auf der Folie seiner Muttersprache diese Unterscheidung oft nicht einmal intuitiv nachvollziehen kann. Ein großes Verdienst des vorliegenden Wörterbuchs liegt darin, dass es sich bemüht, eine Brücke zwischen grammatischer Beschreibung und lexikographischer Umsetzung zu schlagen. So geschieht dies bei der Abgrenzung der E und A, die über verschiedene etablierte Tests (Eliminierungstest, Folgerungstest, Anschlussstest) erfolgt, was im Grammatikteil theoretisch dargelegt wird (S. 26-28), um sie dann im SBP bei den Lemmata sichtbar zu machen. Auf damit verbundene Problemfälle, wie z.B. der Wegfall obligatorischer E unter bestimmten Bedingungen, wird unter den Anmerkungen verwiesen.

Präzise wird mit der Nennung aller Ergänzungen sowie deren Ausdrucksformen umgegangen, so dass stets auch die alternativen Satzbaupläne mit angegeben werden. Hervorzuheben ist außerdem, dass satzförmige Ergänzungen, deren „kanonische Reihenfolge nach der Häufigkeit festgelegt ist“ (S. 41), im Wörterbuch aufscheinen. Eng hängt damit die (fakultative/obligatorische/unmögliche) Setzung des Korrelats zusammen. Da das Wörterbuch diese Realisierungen angibt, kann es bei den aufbereiteten Verben wesentlich zur Minderung dieser Fehlerquelle bei DaF-Lernern beitragen.

Auch hinsichtlich der Nennung von Pertinenzelementen leistet VALBU Beachtliches. Diese führen meist ein sehr stiefmütterliches Dasein, da sie

sich an der Schnittstelle von E/A befinden. Sie werden zwar hier den Angaben zugeordnet, sind aber in den Anmerkungen angeführt und durch einen Beispielsatz veranschaulicht (vgl. bei *machen*, S. 545). Darüber hinaus wird darauf aufmerksam gemacht, wenn es durch die Realisierung des Pertinenzelements zum Wegfall der obligatorischen Ergänzung kommen kann, wie beim Verb *wachsen* (S. 822).

Die Passivfähigkeit spielt in den meisten Wörterbüchern keine Rolle. Ihre Aufnahme in den Wörterbuchartikel verdient besonders viel Lob. Die Autoren konzentrieren sich „in erster Linie auf die fremdsprachendidaktisch vorrangigen Konstruktionen des Werden- und Sein-Passivs“ (S. 95), wobei sie wichtige Hinweise hinsichtlich der Bildung des „vollen“ bzw. unpersönlichen *werden*-Passivs geben. Diese Differenzierung ist äußerst begrüßenswert, denn für Deutschler, deren Muttersprache kein Passiv bildet (wie z.B. das Ungarische), sind solche Informationen von größter Wichtigkeit. Für sie stellt nicht nur die bloße Bildbarkeit, sondern auch die Entscheidung, ob überhaupt Passiv möglich ist bzw. dann noch ob persönliches/unpersönliches Passiv gebildet werden kann, eine Herausforderung dar, die selbst ein Lerner auf Oberstufenniveau schwer bewältigen kann. Neben den bereits etablierten Passivarten wie das (un)persönliche *werden*-Passiv und *sein*-Passiv findet auch das *bekommen/erhalten/kriegen*-Passiv Berücksichtigung. Da dieses Passiv noch nicht im Schulunterricht behandelt wird, sehen sich die meisten DaF-Lerner erst sehr

spät damit konfrontiert, z.B. während ihres Germanistikstudiums. Wegen des unterschiedlichen Grammatikalisierungsgrades des *bekommen*-Passivs gibt es in diesem Bereich viele verb-spezifische Besonderheiten. VALBU trägt durch die Aufnahme der *bekommen*-passivfähigen Verben zur schnelleren Akzeptanz und damit Anwendung dieses Passivs durch Nicht-Muttersprachler bei. Begrüßenswert ist der Hinweis unter *gehören*, dass dieses Verb auch zur Bildung einer „modalen passivischen Konstruktion“ (S. 420) verwendet wird. Ich würde mich freuen, wenn dies bei einer überarbeiteten Auflage – vielleicht sogar als *gehören*-Passiv – unter den Hinweisen zur Passivfähigkeit bei den einzelnen Verben (z.B. *sagen*, *machen*) mit aufschiene. An verschiedenen Stellen werden neben dem Passiv auch sog. Passivkonstruktionen erwähnt, wie z.B. bei *enthalten* (S. 323) *ist enthalten*. Vor diesem Hintergrund vermissen ich z.B. in den Anmerkungen bei verschiedenen *sich*-Verben Hinweise zum sog. Zustandsreflexiv, z.B. bei *sich erkälten* / *erholen* fehlen die Verweise auf *er ist erkältet* / *erholt*.

Abschließend sei festgehalten, dass bei einer solchen Fülle an Informationen immer Entscheidungen getroffen werden müssen, die sicher nicht von jedem Experten akzeptiert werden (somit kann man sich auf die weitere Diskussion des Wörterbuchs freuen, denn sie wird gewiss den von den Autoren eingeschlagenen Weg bestätigen und dazu beitragen, verschiedene Probleme, die aus meiner Sicht eher aus dem Bereich der Grammatikbe-

schreibung resultieren, erneut zu überdenken, um dann deren Ergebnisse für die Lexikographie fruchtbar machen zu können.)

Sicher ist VALBU keine leichte Lektüre, denn die zahlreichen Varianten eines Verbs können zu einem Wörterbuchartikel von beträchtlicher Länge führen (*gehen* z.B. hat mit 50 die meisten Varianten, insgesamt werden 288 Beispielsätze angeführt, der Wörterbuchartikel erstreckt sich über 10 Seiten). Die Verarbeitung eines solchen Eintrags verlangt dem Benutzer eine hohe Konzentration ab.

Die Zielsetzung der Autoren, theoretische Ergebnisse der Sprachbeschreibung mit der lexikographischen Praxis zu vereinen, überzeugt, auch wenn man nicht in allen Detailfragen derselben Meinung ist (z.B. G.AN.M.S. 346, wo *ich habe mir die Blase erkältet* einem Verb *erkälten* zugeordnet wird).

Bei einem solch gigantischen Werk lassen sich zudem kleinere Fehler nicht vermeiden, wie z.B. S. 823, wo der Pertinenzdativ nicht unter (62), sondern unter (61) zu finden ist, diese können leicht in der 2. Auflage behoben werden.

Um optimal mit dem Wörterbuch arbeiten zu können, sind Kenntnisse in der Valenztheorie erforderlich, deshalb empfehle ich das Werk in erster Linie Lehrbuchautoren und Lehrern im DaF-Unterricht sowie Auslandsgermanistikstudenten. Die angestrebte Zielgruppe der fortgeschrittenen DaF-Lerner allerdings benötigt eine kompetente Einführung in die Arbeit mit VALBU.

Ich bin mir sicher, dass VALBU

eine Fundgrube für zahlreiche wissenschaftliche Arbeiten nicht nur lexikographischer Natur ist und bald auch

seine Anhänger unter den Lehrbuchautoren finden wird.

Petra Szatmári (Szombathely)

Szatmári, Petra: Das heterogene *sich lassen*. Zu syntaktischen und funktional-semantischen Aspekten passivisch interpretierbarer *sich-lassen*-Konstruktionen. Hamburg: Helmut Buske Verlag, 2004 (Beiträge zur germanistischen Sprachwissenschaft 17). 176 S.

Obwohl das Passiv in letzter Zeit erneut in den Mittelpunkt zahlreicher grammatiktheoretisch und grammatikographisch orientierter Forschungen gerückt hat, sind die sog. Passiv-Paraphrasen, d.h. formal verschiedene Konstruktionen mit passivischer Funktion, immer noch ein Stiefkind der Linguistik. Die Doktorarbeit von Petra Szatmári, die an der Eötvös-Loránd-Universität eingereicht, verteidigt und jetzt in einer überarbeiteten Fassung vom Helmut Buske Verlag Hamburg herausgegeben wurde, füllt eine wichtige Lücke der germanistischen grammatischen Forschungen.

Außer ihrem hohen deskriptiven Wert ist die vorliegende Arbeit vor allem methodisch interessant, weil die Verfasserin das semasiologische und das onomasiologische Beschreibungsverfahren gleichzeitig verwendet. Im ersten Kapitel werden passivische Konstruktionen mit Hilfe der Feldtheorie unter onomasiologischem Aspekt systematisiert. Das Wesensmerkmal des Passivs sieht die Verfasserin in einer von den Aktivkonstruktionen abweichenden Perspektivierung außersprachlicher Sachverhalte. Dementsprechend

können nicht nur die Konstruktionen mit Auxiliar + Partizip Perfekt zum funktional-semantischen Feld des Passivs gerechnet werden, sondern auch zahlreiche andere Konstruktionen, die über das gemeinsame Merkmal der Agens-Dezentriertheit verfügen. Diese können verschiedene Perspektivierungen des außersprachlichen Sachverhalts darstellen: Im Gegensatz zum agenzentrierten Aktiv, das den Sachverhalt als Handlung perspektiviert, sind bei den Passivkonstruktionen Geschehens-, Vorgangs-, Zustands- sowie auch Eigenschaftsperspektivierung möglich. Die Verfasserin arbeitet mit dem modernen, kognitiv-linguistisch orientierten Feldkonzept von Piehler (1996) und unterscheidet innerhalb des funktional-semantischen Feldes des Passivs grundsätzlich zwei Mikrofelder, nämlich eins ohne und eins mit Modalfaktor. Die einzelnen Repräsentanten der Mikrofelder können abhängig von ihrer Prototypizität auf mehreren Ebenen untergebracht werden (7 Ebenen werden bei dem Mikrofeld ohne und 5 bei dem mit Modalfaktor unterschieden). Die *sich-lassen*-Konstruktionen stehen auf der zweiten Ebene auf dem Mikro-

feld mit Modalfaktor. Im zweiten Kapitel wird semasiologisch gearbeitet und erklärt, warum *lassen* von seiner lexikalischen Bedeutung her fähig ist, Konstruktionen mit passivischer Funktion zu bilden. Dabei wird auch die außerordentliche Heterogenität der *lassen*-Konstruktionen erörtert. Schon als Vollverb verfügt *lassen* über eine ziemlich vage Grundbedeutung, daher hängen seine aktuellen Bedeutungen in hohem Maße vom jeweiligen Satzmodell ab. Das gleiche betrifft die *lassen*+Infinitiv-Konstruktionen, die abhängig vom Satzmodell bzw. von der Bedeutung des Vollverbs teilweise kausativ, teilweise nicht kausativ interpretiert werden. Die Verfasserin lässt auch vermuten, dass die unterschiedlichen Funktionen der *lassen*-Konstruktionen eventuell auch mit unterschiedlichen Graden der Grammatikalisierung zu erklären sind. Diese Spur wird jedoch in der Arbeit nicht detailliert ausgearbeitet.

Den Hauptteil der Monographie bildet die ausführliche Beschreibung der *sich-lassen*-Konstruktionen in vier Kapiteln: Konstruktionen mit belebtem Subjekt, mit Sachsubjekt, die Konstruktion *es lässt sich* + Infinitiv' sowie *sich-lassen* mit Modalverben.

Die Grundlage für die empirische Arbeit bildet ein umfangreiches Korpus, das literarische, wissenschaftliche sowie Zeitungstexte enthält. In Kapitel 3 werden insgesamt 249 *sich-lassen*-Konstruktionen mit belebtem Subjekt ausgewertet. Gemeinsam ist in allen Belegen, dass das Verb *lassen* in diesen Konstruktionen seine lexikalischen Bedeutungen ‚zulassen, erlauben‘ bzw.

‚veranlassen‘ bewahrt. Unterschiedlich ist jedoch die syntaktische Struktur, die teilweise von der Valenz des infiniten Vollverbs abhängt. Dies wird damit erklärt, dass die vorliegenden Satzkonstruktionen durch die Verschmelzung zweier Satzmodelle, das von *lassen* und das des infiniten Vollverbs zustande gekommen sind. Besondere Aufmerksamkeit wird der syntaktischen Ambiguität gewidmet. Es wird gezeigt, dass sie systematisch durch unterschiedliche syntaktische Realisierungen des Infinitivsubjektes aufgelöst werden kann. Interessant ist auch die Analyse derjenigen Belege, in denen eine phraseologische Verbindung in eine *sich-lassen*-Konstruktion eingebaut ist. Die *sich-lassen*-Konstruktionen mit belebtem Subjekt werden auf Grund von 5 Merkmalen alle zum funktional-semantischen Feld des Passivs gerechnet, was sich jedoch erst in der kurzen Zusammenfassung am Ende des Kapitels herausstellt.

Ähnlich ausführlich werden im 4. Kapitel die *sich-lassen*-Konstruktionen mit Sachsubjekt auf Grund von 189 Belegen dargestellt. Die thematischen Schwerpunkte des Kapitels sind teilweise anders als im vorangehenden. Größerer Raum wird den Metaphorisierungsprozessen, die für die Entstehung der vorliegenden Konstruktion verantwortlich sind, eingeräumt. Es wäre hier jedoch angebracht, die *sich-lassen*-Konstruktionen mit belebtem Subjekt mit den *sich-lassen*-Konstruktionen mit Sachsubjekt hinsichtlich ihrer Grammatikalisierungsgrade sowie ihrer unterschiedlichen Entstehung zu vergleichen und davon theoretische

Schlussfolgerungen zu ziehen. Wir erfahren zwar in der Zusammenfassung, dass die letzteren Konstruktionen auch eine andere Perspektivierung, nämlich die Eigenschaftsperspektivierung erlauben, während erstere eine Vorgangsperspektive darstellen. Es wird jedoch nicht explizit die Frage gestellt, ob Konstruktionen wie *Der Hund lässt sich kämmen* bzw. *Die Idee lässt sich verwirklichen* (vgl. S. 96ff.) auf die gleiche Weise passivisch sind. M.E. handelt es sich um grundsätzlich andere Konstruktionen, die nicht auf der gleichen Ebene des Passiv-Feldes untergebracht werden können (Im ersten Kapitel werden ja alle *sich-lassen*-Konstruktionen auf E2 auf dem Mikrofeld des modalen Passivs untergebracht).

Einen ausgesprochen deskriptiven Wert haben die letzten beiden Kapitel 5. und 6. Eine Beschreibung der Konstruktion *es lässt sich* + Infinitiv liegt in der bisherigen germanistischen Fachliteratur noch überhaupt nicht vor. Es wird hier überzeugend gezeigt, dass es sich um einen eigenständigen Untertyp der *sich-lassen*-Konstruktionen handelt, der eine eigene Syntax hat und deren Entwicklung durch eigene Grammatikalisierungs- bzw. Metaphorisierungsprozesse determiniert wird. Auch für die Kombinierbarkeit der *sich-lassen*-Konstruktionen mit Modalverben hat die Verfasserin ausreichend Beispiele gefunden, jedoch fast nur im Falle des ersten Untertyps (mit belebtem Subjekt), was wieder auf den schwächeren Grammatikalisierungsgrad dieses Untertyps hinweist.

Das größte Verdienst der vorlie-

genden Arbeit besteht in der sehr detaillierten Beschreibung der *sich-lassen*-Konstruktionen auf Grund einer breiten empirischen Basis. Die Beschreibung wurde so konzipiert, dass sie auch für die Sprachdidaktik nützlich gemacht werden kann. Die Verfasserin hat ihre Untersuchungen auch theoretisch vielseitig untermauert. So hat sie in erster Linie die modernen Feldtheorien, die neusten Ergebnisse der Metapherforschung sowie auch einige Erkenntnisse der Theorie der Grammatikalisierung in ihre Arbeit eingebaut. Unter theoretischem Aspekt lässt sich jedoch in der Arbeit eine gewisse Inkonsistenz beobachten. Die einzelnen Kapitel sind teilweise unterschiedlich konzipiert, verfügen über unterschiedliche theoretische Schwerpunkte. So werden die *sich-lassen*-Konstruktionen mit belebtem Subjekt vor allem grammatisch beschrieben, mit Hilfe der Valenztheorie bzw. der Theorie der Satzmodelle, während bei den Konstruktionen mit Sachsubjekt eher die Beschreibung kognitiver Prozesse im Vordergrund steht. Der Leser bemerkt also, dass die vorliegende Arbeit eine Dissertation ist, deren einzelne Thesen in unterschiedlichen Zeitpunkten erarbeitet wurden und unterschiedlichen Präferenzen unterliegen. Diese kleine Inkonsistenz vermindert aber den deskriptiven Wert der Monographie keinesfalls.

Der Monographie wird eine ausführliche einschlägige Bibliographie beigelegt, auf die jedoch im laufenden Text nicht immer konsequent verwiesen wird. So steht z.B. auf S. 16 ein Verweis auf Ägel (1997), auf S. 78 einer

auf Ágel (2000). Im Literaturverzeichnis findet man jedoch in beiden Fällen je zwei Beiträge, die mit a und b unterschieden werden.

Abgesehen von diesen kleineren Mängeln lässt sich die vorliegende Monographie sehr gut lesen und ist

allen empfohlen, die sich ausführlich mit dem deutschen Passiv sowie mit seinen Paraphrasen unter theoretischem und/oder grammatikographischem Aspekt beschäftigen wollen.

Attila Péteri (Budapest)

Van Pottelberge, Jeroen: Der *am*-Progressiv. Struktur und parallele Entwicklung in den kontinentalwestgermanischen Sprachen. Tübingen: Narr, 2004. 371 S.

Die Studie ist schon die zweite in der Reihe nach dem Werk von Olaf Krause (2002), die eine neu entdeckte, aber im Deutschen schon lange vorhandene sprachliche Erscheinung beschreibt. Nachdem dem Deutschen eine aspektuelle Erscheinung schon so lange verschwiegen wurde, ist der *am*-Progressiv plötzlich Gegenstand mehrerer linguistischer Untersuchungen, die auch ihren möglichen aspektuellen Charakter zugeben.

Der Ausgangspunkt der Arbeit ist die Erkenntnis, dass der formalen und semantischen Ähnlichkeit zwischen den Progressivformen der kontinentalwestgermanischen Sprachen bisher keine Aufmerksamkeit gewidmet wurde. Van Pottelberge führt eine eingehende Analyse sowohl aus einer synchronen als auch einer aus diachronen Perspektive durch. In der synchronen Hinsicht beschreibt er die syntaktischen und semantischen Restriktionen bei der Anwendung der Formen, während er in der diachronen Beschreibung die Meinung vertritt,

dass sich ähnliche Konstruktionen aus den gemeinsamen, vererbten sprachlichen Mustern als Folge einer parallelen Entwicklung ausgebildet haben. Der Autor betont diese Analogie in der Nutzung überlieferter Strukturen mehrmals (z.B. S. 6, 318, 323) und deklariert entschlossen, dass die ähnlichen Erscheinungsformen nicht auf eine „mysteriöse [...], der Sprache innewohnende Kraft“ (S. 318) zurückzuführen sind.

Die Arbeit teilt sich nach einer übergreifenden Vorstellung der Progressivkonstruktionen im Germanischen und Kontinentalwestgermanischen in vier größere Einheiten. Hier werden die verschiedenen sprachlichen Realisierungen des Progressivs nach Sprachen getrennt analysiert. So bekommen wir ein detailliertes Bild über die niederländischen *aan-het*-, die deutschen *am*-, die unterschiedlichen friesischen *oan-it*-, die afrikaans *aan-die*-, und die pennsylvaniadeutschen *am*-Konstruktionen. Die Darstellungen werden mit umfangreichen Korpora

und empirischen Beobachtungen untermauert, die im Fall vom Deutschen zum Teil auch als Anhang dem Band beigelegt wurden. Der zweite Anhang im Band beinhaltet empirische Daten über die Frequenz der niederländischen *aan-het-* und *in-het-*Konstruktionen in der Zeitspanne von 1600-1899. Die umfangreichste Beschreibung wird von den erwähnten Konstruktionen dem niederländischen *aan-het-*Progressiv gewidmet. Aus der Sicht der germanistischen Linguistik sind jedoch die deutschen, von Van Pottelberge zusammenfassend als „*am*-Konstruktionen“ bezeichneten Formen von größerer Bedeutung, deshalb werde ich jetzt auf dieses Kapitel des Bandes näher eingehen.

Die Vorstellung des deutschen Progressivs wird in vier größere Einheiten aufgeteilt. Nach einer Beschreibung der Korpora, der bisherigen Fachliteratur bezüglich des Themas und der formalen Unterscheidung der verschiedenen Progressivkonstruktionen erfolgt eine Abgrenzung der formal verwandten Konstruktionen. Die empirischen Beobachtungen und die Darstellung der historischen Progressivformen vervollständigen das Kapitel über das deutsche Progressiv.

In der Darstellung des Korpus betont Van Pottelberge, dass es wegen des umstrittenen Status der Progressivkonstruktionen unvermeidbar ist, nur Belege aus nachweisbaren Korpora zu verwenden. So greift er auf das Cosmas-Kopus des Instituts für Deutsche Sprache, auf CD-ROM-Archive und gelegentlich auch auf Belege der Internetsuchmaschine Google zu.

Bei der Vorstellung der bisher erschienenen Forschungsliteratur skizziert Van Pottelberge die von allen sich mit dem Progressiv beschäftigenden Sprachwissenschaftlern missbilligte Situation: Der Progressiv wird in den Grammatiken des Deutschen entweder überhaupt nicht, oder nur am Rande als eine landschaftliche Form erwähnt, obwohl Letzteres von allen bisherigen empirischen Untersuchungen widerlegt wurde.

Im Gegensatz zu den bekannten Darstellungen über die ungünstige Lage des Progressivs in der bisherigen linguistischen Forschung, ist das nächste Unterkapitel über die verschiedenen *am*-Progressiv Formen ein echtes Novum, da hier grundsätzlich neue Erkenntnisse vorgestellt werden. Abweichend von den bisherigen Kategorisierungen der Progressivformen als *am-*, *beim-*, *im-* und *dabei...zu* Formen beschränkt sich Van Pottelberge nur auf die *am*-Form. Hier unterscheidet er jedoch in Anlehnung auf das Niederländische mehrere Untergruppen, die alle mit *am* gebildet werden, jedoch als finites Verb nicht immer *sein*, sondern auch andere, wie *halten*, *sehen*, *bleiben*, *sitzen*, *haben* und *scheinen* als Konstruktionselement nehmen. Damit will er nachweisen, dass „die *am*-Konstruktion (etwa mit *sein*) keine unteilbare grammatische Einheit darstellt, sondern aus zwei Bestandteilen besteht, nämlich aus einer *am*-Phrase und aus einem *am*-Verb“ (S. 192). Diesem Gedankengang folgend postuliert er die Existenz von weiteren *am*-Formen, wie die *ans*-Formen mit den Verben *bekommen*, *krie-*

gen, bringen oder kommen (z. B. *ich kriege die Leute ans Reden, jemand kommt ans Lesen*).

In seiner präzisen Darstellung der verschiedenen Progressiv-Möglichkeiten entgeht Van Pottelberge keine Konstruktion, die in das Schema „Präposition + substantivierter Infinitiv + finites Verb“ passt. So zählt er sowohl die von anderen Linguisten schon erwähnten, als auch neue Kombinationsmöglichkeiten auf. Oben habe ich schon von seinem Versuch, das finite Verb zu variieren, geschrieben, jetzt stelle ich kurz die mit unterschiedlichen Präpositionen gebildeten Varianten vor. Als weitere verwandte Progressivkonstruktionen erwähnt der Autor zuerst die *ins-* und *zum-*Formen (z. B. *zum Kochen kommen, ins Wanken bringen*), die er aber zugleich sofort aus der Progressivkategorie aussondert. Diese Abgrenzung ist völlig berechtigt, da – wie er das auch beweist – diese Formen syntaktisch grundsätzlich freie Konstruktionen sind und ihre Kombination mit einem substantivierten Infinitiv nur eine Möglichkeit nicht aber eine Notwendigkeit darstellt. Darauf folgend kommen die schon bekannten *im-* und *beim-*Formen an die Reihe (z. B. *im Sinken sein, beim Arbeiten sein*), die formal auch ähnlich, lediglich durch den Austausch der Präposition gebildet werden. Trotz ihrer Ähnlichkeit muss jedoch zwischen den zwei Konstruktionen unterschieden werden. Die *beim-*Form kann in der Auffassung von Van Pottelberge nicht als eine syntaktisch eigenständige, zum Teil grammatikalisierte Form betrachtet werden, da die Leerstelle nach der Prä-

position auch durch andere Substantivtypen ausgefüllt werden kann (z. B. *bei der Ausarbeitung von etwas sein*). Die *im-*Form hingegen wird von ihm als ein formal fixiertes Muster beschrieben, trotz der von ihm auch erwähnten Tatsache, dass diese Konstruktion auch ebenso gut mit anderen Substantivtypen außer des substantivierten Infinitivs ausgefüllt werden kann. Van Pottelberge begründet diese Differenzierung mit den viel strengeren syntaktischen und semantischen Restriktionen, die beim Gebrauch der *im-*Form auftreten, und macht damit meines Erachtens eine unnötige Aufspaltung in der Kategorisierung. Hingegen kann ich der Behauptung, dass die *am-*Form von allen Möglichkeiten die freieste Progressivkonstruktion ist, die an der Stelle von sämtlichen anderen Varianten stehen kann, auch nur zustimmen.

Nach der theoretischen Klärung des Status der *am-*Form und deren formal verwandten Konstruktionen berichtet der Autor über seine empirischen Erkenntnisse. Die Materialgrundlage zu dieser Untersuchung bildete das hauptsächlich Zeitungstexten bestehende IDS-Korpus, das neben seiner einfachen technischen Handhabung sich auch deshalb gut für die Untersuchung eignet, weil die darin enthaltenen Texte sowohl die Sprachrealität als auch viele verschiedene Varietäten des Deutschen widerspiegeln. Anhand dieser „idealen“ Texte gibt er – ohne eine Vollständigkeit zu erzielen – eine subjektive Auswahl über die syntaktischen und semantischen Restriktionen des *am-*Progressivs. Hier bestreitet

Van Pottelberge die Möglichkeit, den Progressiv mit Ergänzungen zu kombinieren. So sind seiner Ansicht nach Aussagen wie **ich bin ein Haus am Bauen* standardsprachlich falsch. Weiterhin besteht er darauf, dass nur solche Verben mit dem *am*-Progressiv kombinierbar sind, deren Semantik einen „aktuelle[n] (und dadurch zeitlich begrenzte[n]) Verlauf“ (S. 205) darstellt (z. B. ist der Satz **Er ist am Bleiben* natürlich falsch). Eine wissenschaftlich mehr überraschende Aussage ist die Ablehnung der Bezeichnung „Inkorporierung“, welcher Ausdruck sich in der Fachliteratur schon stark eingebürgert hat. Van Pottelberge argumentiert überzeugend dafür, dass sich in der Standardsprache auch viele Beispiele für „Verb-“, „Adverb-“ bzw. „Prädikativinkorporierung“ finden lassen (z. B. *in Mansfeld ist ein gewisser Martin Luther am Erwachsenwerden*), deshalb handelt es sich hier vielmehr um ein produktives Wortbildungsmuster statt der irreführenden Bezeichnung der Inkorporierung. Auch anderen mehrgliedrigen *am*-Phrasen, wie *Schwabnitzky selbst ist auch am Drehbuchschreiben* spricht er die Bezeichnung der Objektinkorporierung ab, und bezeichnet sie als „verbale Rückbildungen des substantivischen Kompositums“ (S. 209). Die Existenz eines anderen Phänomens, des Objektgenitivs, bestreitet er hingegen nicht; hier verweist er nur auf die von anderen Forschern auch bestätigte Tatsache, dass diese Form im Allgemeinen sehr selten sei.

Über den Status des substantivierten Infinitivs schreibt er noch kurz in

diesem Kapitel und vertritt die Meinung, dass er eher als syntaktisch reduziertes Substantiv, als infinite Verbform zu betrachten ist, und schreibt ihn konsequent groß. Diese Kategorisierung klingt aber nicht sehr überzeugend, da er kurz darauf gerade jene Eigenschaften aufzählt, die den überwiegend verbalen Charakter des Progressiv-Infinitivs beweisen (weder Artikel noch eine Pluralbildung ist möglich und es können auch keine Attribuierungen durch Adjektive oder Nebensätze gebildet werden). Der Status des Progressiv-Infinitivs ist ein in der Forschung sehr umstrittenes Thema, innerhalb dessen sich Van Pottelberge wohl auch als zur Stellungnahme verpflichtet fühlte, denn es ist auffällig, dass er nur über den Infinitiv, nicht aber über die anderen Bestandteile der Konstruktion schreibt. Trotz seiner Deklaration am Anfang des Kapitels, dass es hier nur um eine subjektive Auswahl von Besonderheiten des Progressivs geht, fehlt hier eine Aussage vor allem über den Status von *am* in dieser Konstruktion.

Weiterhin kommen wir auf der empirischen Ebene zu einer Beschreibung der regionalen Verbreitung der Progressiv-Konstruktion. Im Hinblick auf die überregionale Umgangssprache kann Van Pottelberge leider nur die Erkenntnisse anderer Forscher referieren und letzten Endes kommt er zu dem im einschlägigen Bereich wohl bekannten Schluss, dass die Meinungen über die geographische Akzeptanz im höchsten Maße auseinander gehen: Bhatt / Schmidt (1993) vertreten die Ansicht, dass sich diese Form in einem

fortgeschrittenen Stadium des Grammatikalisierungsprozesses befindet und so auch in der Umgangssprache weitgehend vertreten ist, während Lehmann (1991) für eine minimalistische Auffassung plädiert und die Verbreitungsregion lediglich auf die Umgangssprache Nordwestdeutschlands beschränkt. Im Gegensatz zum eben erwähnten Fall bei der überregionalen Umgangssprache gelingt es dem Autor bei der Beschreibung der Lage des Progressivs in geographisch konkret umgrenzbaren Regionen durch empirische Analysen der IDS-Korpora auch neue, wissenschaftlich basierte Schlüsse zu ziehen. Durch seine quantitativen Erhebungen bekommen wir ein klares Bild über die tatsächliche Verbreitung und Akzeptanz dieser Konstruktion. So kommt er zu drei wichtigen Befunden: Erstens indiziert das Vorkommen des *am*-Progressivs eindeutig, dass die Konstruktion in allen drei Sprachvarietäten (in Deutschland, Österreich und in der Schweiz) in der Pressesprache in bedeutendem Maße vertreten ist und damit zweifellos zum nationalen Standard gehört. Doch als ein zweiter Befund widerspiegeln die genauen Prozentzahlen, dass die *am*-Konstruktion in der Schweiz viel häufiger vorkommt als in Deutschland. Schließlich ist festzustellen, dass die Konstruktion in Österreich am seltensten gebraucht wird, sie gehört jedoch auch hier zum Standard. Nach diesem übergreifenden Lagebericht über die Verbreitung des *am*-Progressivs analysiert Van Pottelberge die ländlichen Besonderheiten in Unterkapiteln getrennt. Neben den erwähnten drei

länderspezifischen Varianten des Deutschen ist hier auch eine eingehende Darstellung der mundartlichen *am*-Konstruktionen und der niederdeutschen *an't*-Konstruktion zu lesen.

Ein ganzes Kapitel aus seinem Buch widmet Van Pottelberge der Klärung der historischen Entwicklung der Konstruktion, er kommt jedoch leider nicht zu bahnbrechenden Konsequenzen. Seinen Ausgangspunkt bildet eine Recherche in zwei digitalen Korpora, in den CD-ROMs *Deutsche Literatur von Lessing bis Kafka* und in *Deutsche Dramen von Hans Sachs bis Arthur Schnitzler*. Diese Korpora sind aber meines Erachtens problematisch, da sie ziemlich einseitig nur die neuhochdeutsche Literatursprache vertreten und deshalb über eventuelle mittel- oder frühneuhochdeutsche Progressivbelege keine Information vermitteln können. Als ein anderes Korpus war das im Internet auffindbare *Bonner Frühneuhochdeutsche Korpus* von Van Pottelberge vorgesehen, er fand dort jedoch keinen einzigen Beleg, deshalb kam dieses Korpus letztlich zu keiner Bedeutung. Diesen Mangel an Beispielen aus früheren Sprachperioden gibt der Autor in den Schlussworten später auch zu (S. 319). Die Erkenntnis der CD-ROM-Belege ist jedoch, dass die von mehreren Forschern (z.B.: Comrie 1976: 99; Krause 2002: 44ff.; Ebert 1996: 59; Reimann 1998: 49; Leiss 2000: 214; Lehmann 2002: 26f.) akzeptierte Annahme, dass die *am*-Form ursprünglich eine räumlich-lokative Bedeutung hatte, nicht zu beweisen ist.

In der Studie sind mehrere Beispiele zu lesen, die aber alle aus neuhoch-

deutschen Texten stammen, oder nicht als echte Progressivkonstruktionen zu betrachten sind, weil sie das Hilfsverb *sein* nicht enthalten. Belege wie „(*der kaiser starb*) vor dem altar an seinem gebet“ (S. 236) haben natürlich etwas Duratives in ihrer Bedeutung („während seines Gebets“), sie weisen jedoch weder ein Infinitiv noch keine Form des Hilfsverbs *sein* auf, was ihre Zugehörigkeit zur Progressivkonstruktionen fraglich, oder wenn schon, dann mindestens erklärungsbedürftig macht.

In der Besprechung der historischen Verbreitung geht der Autor zunächst von der in der Forschung üblichen Meinung aus, dass der *am*-Progressiv sowohl früher als auch heute in Rheinland-Westfalen und in der Schweiz am meisten gebräuchlich war / ist, deshalb wären diese Regionen als „die Wiege des *am*-Progressivs zu betrachten“ (S. 240). Im Gegensatz zu anderen Forschern begnügt sich jedoch Van Pottelberge nicht mit dieser Annahme, sondern er geht auf zwei Problemfelder ein, die dieser bisher als evident betrachteten Tatsache einigermassen widersprechen. In seinem ersten Einwand bezieht er sich auf den vorläufig ältesten Beleg eines *am*-Progressivs, der wider Erwarten nicht aus den oben genannten zwei Gebieten stammt, sondern aus Augsburg in Schwaben. Dies impliziert, dass die Konstruktion sich wahrscheinlich nicht aus einem Gebiet heraus verbreitet hat, sondern dass anhand der gleichen syntaktisch-strukturellen Basis (d.h. durch die Herausbildung des Progressiv-Infinitivs und durch die Funktion der Präposition *am*) die gleiche Form auch an mehreren

voneinander unabhängigen Gebieten sich parallel herausbilden konnte. Das zweite Problem sieht Van Pottelberge in der simultanen Verbreitung der transitiven Formen in Rheinland-Westfalen und in der Schweiz, die er erneut mit der parallelen Innovation zu erklären versucht. Was die zukünftige Entwicklung des Progressivs betrifft, kann der Autor nur zugeben, dass „die *am*-Konstruktionen ein echtes Merkmal des Gegenwartsdeutsch“ (S. 243) sind und dass der Progressiv „kein unsystematischer Ausdruck der Aktionsart“ (S. 5) ist. Über den eventuell fortschreitenden Grammatikalisierungsprozess oder gar über die Einbindung des *am*-Progressivs in ein Aspektparadigma äußert sich Van Pottelberge eher pessimistisch.

Nach der ähnlich ausführlichen Darstellung der niederländischen, deutschen, west-, ost- und nordfriesischen, afrikaansen, und pennsylvania-deutschen Konstruktionen skizziert der Autor noch einmal die wichtigsten Gemeinsamkeiten und Unterschiede. Zusammenfassend meint er, dass ein selbständiger Entstehungsprozess der Progressivkonstruktionen nach dem heutigen Stand der Forschung nur im Niederländischen und im Deutschen vorliegt, da im West- bzw. Nordfriesischen wegen den spärlich überlieferten Textbelegen die eigene Entstehung nicht mehr ermittelbar ist, während das Pennsylvaniadeutsche und das Afrikaans als Tochtersprachen die Progressivkonstruktionen aus der Muttersprache übernommen und nur danach autonom weiterentwickelt haben.

Was die Unterschiede anbelangt,

unterteilt er die kontinentalwestgermanischen Progressivkonstruktionen in zwei große Typen, wo der niederländische Typ dem deutschen Typ gegenübergestellt wird. Im Niederländischen (und ähnlicher Weise auch im Afrikaans, im Westfriesischen und zum Teil im Niederdeutschen) kann nämlich die *aan-het*-Phrase mit vielen verschiedenen Verben kombiniert werden, während die deutsche (und auch die pennsylvaniadeutsche) *am*-Phrase vor allem nur mit dem Verb *sein* auftritt. Das Nordfriesische konnte wegen den wenigen Beispielen nicht genau kategorisiert werden, aber es wird angenommen, dass es sich auch zum Deutschen ähnlich verhält. Ein weiterer Unterschied ist die Variationsfähigkeit. Darunter versteht der Autor z. B. die Variation in der Erscheinung des bestimmten Artikels in der Konstruktion, ob er unterbleibt, klitisiert oder mit der Präposition verschmolzen ist. Auch syntaktische Varietäten werden hier erläutert. Der Vergleich der Variationsfähigkeit bringt das Ergebnis, dass es nur zwei Sprachen, das Niederländische und das Westfriesische sind, die überhaupt keine Variation aufweisen.

Die Gemeinsamkeiten betrachtend fällt als Erstes sofort die in allen Sprachen ähnliche formale Struktur der Konstruktion auf. Die diachron immer strenger werdenden syntaktischen Restriktionen zeigen auch eine parallele Entwicklung in den untersuchten Sprachen. Die oben schon erwähnten „*am*-Verben“ stellen eine weitere Ähnlichkeit dar, so können in allen Sprachen außer dem Verb *sein* noch zahlreiche andere Verben die Konstruktion

vervollständigen. Eine vollkommene Gemeinsamkeit lässt sich aber nur am Verfahren an sich feststellen, die übrigen Eigenschaften weisen zwar in vielen kontinentalwestgermanischen Sprachen Ähnlichkeiten auf, sind jedoch nicht in allen Sprachen auffindbar. Pottelberge stellt diese Teilübereinstimmungen in einem klar umrissenen Überblick als Abschluss seiner tiefgründigen Analyse vor.

Eine große Stärke des Bandes ist, dass es die *am*-Konstruktion unter den ähnlichen Konstruktionen verwandter Sprachen situiert und die parallelen Entwicklungen sowie die Ähnlichkeiten in der sprachlichen Realisierung aufzeigt. Dadurch zieht der Autor die deutsche Progressivform aus der verpönten Schublade eines Substandards und legitimiert sie als progressive Verbform.

Literatur

- Bhatt, Christa/ Schmidt, Claudia Maria (1993): Die *am* + Infinitiv-Konstruktion im Kölnischen und im umgangssprachlichen Standarddeutschen als Aspekt-Phrasen. In: Abraham, W/ Bayer, J. (Hg.) (1993): Dialektsyntax. Opladen: Westdeutscher Verlag, 71-98.
- Comrie, Bernard (1976): Aspect. Cambridge, New York: Cambridge University Press.
- Ebert, Karen H. (1996): Progressive aspect in German and Dutch. In: Interdisciplinary Journal for Germanic Linguistics and Semiotic Analysis 11, 41-62.
- Krause, Olaf (2002): Progressiv im Deutschen. Eine empirische Untersuchung im Kontrast mit Niederländisch und Englisch. Tübingen: Niemeyer.

- Lehmann, Christian (1991): Grammaticalization and related changes in contemporary German. In: Traugott, E. C./Heine, B. (Hg.): Approaches to grammaticalization. Amsterdam, Philadelphia: John Benjamins, Bd. II, 493-535.
- Lehmann, Christian (2002): Thoughts on grammaticalization. Erfurt: Seminar für Sprachwissenschaft der Universität (ASSIDUE Arbeitspapiere des Seminars für Sprachwissenschaft der Universität Erfurt, Nr. 9).
- Leiss, Elisabeth (2000): Artikel und Aspekt. Berlin, New York: de Gruyter.
- Reimann, Ariane (1998): Die Verlaufsform im Deutschen. Entwickelt das Deutsche eine Aspektkorrelation? Diss. Univ. Bamberg.

Gabriella Gárgyán (Szeged)